
Epictets Reden.

Viertes Buch.

Erste Rede.

Von der Freyheit.

Der ist frey, welcher lebt, wie er will; welcher unter keiner Nothwendigkeit, unter keiner Gewalt, unter keinem Zwang stehet; dessen Trieben nichts im Wege steht; dessen Begierden jedesmal erhalten, wornach sie streben; dessen Abscheu jedesmal ablehnet, was ihm widrig ist. Ist nun aber irgend ein Mensch, der in Sünden leben wollte? Nicht einer. Ist ein Mensch, der in Irrtum, in Uebereilungen, in Ungerechtigkeiten, in Ausschweifungen, in Unzufriedenheit, in Niederträchtigkeit leben wollte? Nicht einer. Hiemit lebt kein böser Mensch, wie er will, und folglich ist auch kein Böser frey. Oder will jemand gern in Betrübniß, in Kummer, in Neid, in Mitleid, in vergeblicher Begierde, in fruchtlosem Abscheu leben? Nein, das will niemand. Ist nun unter den Bösen einer zu finden, der ohne Betrübniß,

B b

ohne

ohne Kummer sey; dessen Begierde nie vergeblich, dessen Abscheu nie fruchtlos sey? Nein. So ist Hiemit auch kein Freyer unter ihnen zu finden.

Wenn du dergleichen vor einem Herrn sagtest, der schon zweymal Consul gewesen, und noch beyfügtest: Du bist ein Weiser; das geht dich nichts an; so würde er dir zu gut halten. Wenn du ihm aber die bare Wahrheit sagst: Du bist um kein Haar besser, als die, so schon zum dritten mal verkauft worden, du bist nicht minder Slave, als sie; was könntest du anders als Stotkschläge erwarten? Denn wie kann ich ein Knecht seyn? wird er sagen: Mein Vater ist freygebohren, meine Mutter ist frey gebohren, es wird niemand sagen können, daß er sie gekauft habe. Und überdies bin ich ein Rathsglied, und ein Liebling des Cäsars, und habe das Consulat geführt, und bin ein Herr von vielen Knechten. Hierauf diene dir, Hochgeachter Herr Rathsherr, vor das erste zur Antwort: Dein Vater und deine Mutter, und dein Großvater, und so weiter hinauf, alle deine Voreltern möchten wol in eben demselben Sinne, wie du, Slaven gewesen seyn. Gesezt aber, sie seyen so frey gewesen, als man immer seyn kann, was geht das dich an? Oder wie? wenn sie tapfer gewesen, und du hingegen eine Memme bist? wenn sie unerschrocken, du hingegen zaghaft, wenn sie enthalten gewesen, du hingegen ausschweifend wärest: -- Ja was denn? würde das beweisen, ich sey ein Knecht? -- Dünkt es dich kein Beweis, daß einer ein Knecht sey, wenn man zeigt, daß er etwas wider Willen, aus Zwang und

und mit Seufzen thut? -- Das laß ich gelten. Aber wer kann mich zwingen, ausgenommen unser aller Herr, der Cäsar? -- Du gestehest also doch selbst, daß du wenigstens einen Herrn habest. Daß er aber, wie du sagst, Herr über alle zusammen ist, das soll dir gar kein Trost seyn, sondern du hast dich hiemit für einen Knecht aus einer weisläufigen Haushaltung anzusehen. So haben die Bürger von Nikopol auch im Branch auszurufen: Bey Cäsars Glük, wir sind freye Leute. Jedoch wir wollen, wenn du erlaubst, von Cäsar izt weiter nicht reden, sondern sage mir nur: Bist du noch nie etwan in eine Magd, oder in einen Knecht, oder in eine freye Person verliebt gewesen? -- Was willst du damit? Was geht das die Knechtschaft oder Freyheit an? -- Hat dich deine Gebieterin niemalen zu Sachen beordert, die du nicht gern thatest? Hast du deiner kleinen Sclavin nie Schmeicheleyen gesagt? Hast du ihr nie die Füße geküßet? und würdest gleichwol, wenn dich jemand zwingen wollte dem Cäsar die Füße zu küssen, das für einen grossen Schimpf, und für ausschweifende Tyrannie halten. Was ist nun das anders, als Knechtschaft? Bist du nie nächtlicher Weile an einen Ort hingegangen, wohin du nicht gern gehst? Hast du nie größern Aufwand gemacht, als du gern wolltest? Hast du nie dieß und das mit Klagen und Seufzen gesagt? Hatteest du niemalen Schimpfworte zu verdauen? Musstest du dich niemalen ausgeschlossen sehen? Aber vielleicht schämest du dich, deine Liebeshändel zu gestehen, so schau, was Thrasionides that, und sagte; ein Mann, der wol in mehr Feldzügen dürfte gewesen

sen seyn, als wirklich du selbst: Der gieng für das erste zu Nacht ausser das Haus, zu einer Zeit, da sich Geta nicht unterseht, auszugehen; und nur mit grossem Geschrey und Wehklagen über herbe Clavery geht, wenn ihn der Herr dazu zwingt. Ist was sagt unser Held?

Mich, den noch keines Feindes Macht be-
zwungen,
Macht eine schlechte Clavin ist zum Claven.

Glender! Einer Clavin Clave bist du hie-
mit, und noch dazu einer schlechten! Wa-
rum willst du denn noch den Namen eines
Freyen haben? Warum pralest du mit deinen
Feldzügen? Hernach ruft er, man solle ihm sei-
nen Degen bringen, und wird ganz böse auf den
Knecht, der ihm denselben aus guter Meynung
nicht giebt. Denn schickt er der Uerbittlichen Ge-
schenke, und bittet und weint. Und kaum läßt
sie ihm ein wenig blauen Himmel sehen, so ist er
vor Freude ausser sich. Aber was ist er auch
denn? In seiner Freude so wenig frey, als er
es in seiner Begierde, oder in seiner Sorge ge-
wesen ist.

Betrachte einmal, in welchem Sinne man auch
Thieren Freyheit zuschreibt. Einen Löwen, den
man jung aus dem Neste genommen, zahm erzo-
gen, in einem engen Stalle gefüttert hat, und
wol gar mit sich herum führt, wird gewiß nie-
mand frey nennen. Hat nicht ein solcher ein desko
clavischeres Leben, je weichlicher es ist? Würde
wol einer von den andern Löwen, wenn er Ge-
fühl

fühl und Verkunst bekäme, sein Loos mit einem von diesen vertauschen wollen? Schau gefangene Vögel an, die man in Käfigen ernehrt, was sehen die in ihrer beständigen Bestrebung loszukommen, nicht aus? Einige derselben sterben eher vor Hunger, als daß sie eine solche Lebensart erduldeten: Und die, so man beym Leben erhalten kann, leben doch kämmerlich und verdrüssig und verbend, und sie dürfen nur einmal eine Oefnung sehen, so sind sie heraus. So stark ist ihre Begierde nach der natürlichen Freyheit, und nach dem Zustand, wo sie ihre eigene Herren seyn, und ohne Zwang leben können. Was fehlt dir denn hier, du lieber Vogel? -- Welche Frage ist mir das? Die Natur hat mich dazu geschaffen, daß ich fliege, wohin ich will; daß ich in der freyen Luft lebe, und singe, wenn ich will. Du beraubest mich alles dessen, und fragst noch, was fehlt dir? -- Wir werden hiemit nur diejenigen Thiere frey nennen, welche die Gefangenschaft nicht erdulden, sondern sobald sie gefangen werden, durch den Tod entrinnen. So sagt auch Diogenes irgendwo, es sey ein einziges Mittel in die Freyheit zukommen, ein freywilliger Tod. Und an den König in Persien schrieb er: Du wirst die Athenienser so wenig in die Knechtschaft bringen, als die Fische ins Meer. -- Wie so? Sollte ich sie nicht zu meinen Gefangenen machen können? -- Werden sie deine Gefangenen, so lassen sie dich den Augenblick dahinten und gehen darauf, wie die Fische. Denn die sind auch todt, so bald man sie gefangen hat. So werden dir auch die Athenienser dahin sterben, wenn sie deine Gefangenen sind, und was hast du

denn von deinen Anstalten? -- Das ist die Sprache eines freyen Mannes, der der Sache mit al-
lem Fleisse nachgeforschet, und sie auch, wie es
nicht fehlen konnte, gefunden hat. So lange du
hingegen die Freyheit anderswo suchest, als wo
sie ist, so wäre es ein Wunder, wenn du sie
fändest.

Ein Knecht wünscht aufs eheste freygelassen zu
werden. Warum? Meinet ihr, er habe ein
großes Verlangen, den Einzeuhern des zwanzig-
sten Pfennings Geld zu geben? Nein, sondern er
stellt sich vor, er habe, so lang er diese Frey-
lassung noch nicht erhalte, lauter Hinternissen und
Schwierigkeiten, in allem, was er gern thäte.
So bald ich einmal freygelassen bin, sagt er, so
geht mir von Stunde an alles nach Wunsch, da
frage ich niemandem nichts nach, da rede ich mit
jedermann als einer seines gleichen und seines Ran-
ges; ich gehe, wohin ich will, es darf mich nie-
mand fragen, woher ich komme, und wohin ich
wolle. Er wird frey gelassen, und nun, da er
nichts zu essen hat, sieht er sich so gleich um, wem
er den Hof machen, bey wem er schmarozen kön-
ne. Izt treibt er entweder Gewinn mit seinem
Leib und willfahret die schändlichsten Dinge; und
wenn er durch dieses infame Mittel sich eines Un-
terhalts versichert hat, so ist er in eine Slaverney
verfallen, die viel strenger, als die vorige ist:
oder wenn der Tropf, der so wenig von Ehre und
Tugend weiß, Geld gemachet hat, so verliebt er
sich in ein Kammermädchen, und wenn ihn das-
selbe nicht erhört, so beklagt er sein hartes Schif-
sal,

sal, und wünscht sich in seine vorige Slaveren zurüke. -- „Denn was fehlte mir damalen? Da hatte ich meinen Herrn, der schafte mir Kleider, schafte mir Schuhe an, gab mir zu essen, versorgte mich in kranken Tagen, und dafür that ich ihm einige wenige Dienste. Ist hingegen, was habe ich Elender nicht auszustehen, da ich anstatt eines einzigen Herrn nun ein Knecht von vielen bin! Doch, wenn ich nur einmal goldene Ringe vermag, und mich in den Ritterstand emporgeschwungen habe, denn werde ich das vergnügteste und glücklichste Leben haben.“ -- Daß er es nun dahin bringe, steht er für das erste solche Dinge aus, als er verdient, und hernach, wenn er ist dieser Tafel erreicht hat, so ist wieder die gleiche Klage da. Er sagt ist: Wenn ich ein wenig Kriegsdienste werde gethan haben, so bin ich doch denn einmal von allem Ungemach entlediget. Ergeht in Dienste. Er muß sich da bezeugen lassen, wie einem Kaiser. Nichtsdestominder begehrt er die zweyte, begehrt er die dritte Campaigne zu machen. Zuletzt, wenn er nun sein Glücksgebäude vollführt hat, und ist ein Senator ist, denn ist er auch vollends Knecht. Wenn er ist in die Rathsversammlungen geht, denn steht er in der schönsten und glänzendesten Knechtschaft. *) -- Daß du kein Narr seyest,

B b 4

*) Upton vermuthet, diese Lücke habe ungefähr folgendes enthalten. -- „Was muß ich denn thun, daß ich zur wahren Freyheit gelange?“, [Frägt ein Schüler, und Epictet antwortete ihm:] -- Du mußt allen Fleiß anwenden, daß du kein Narr seyest, u. s. w.

sehenst, daß du lernest, wie Socrates vorschreibt, was jede Sache an und vor sich selbst sey, und daß du die Grundbegriffe nicht blindlings und ungeschickt auf besondere Fälle anwendest. Denn daraus entspringt alles Uebel für die Menschen, daß sie nicht im Stande sind, die Grundbegriffe auf einzelne Dinge richtig anzuwenden. Da bilden sich hingegen die einen ein, dieß, die andern, das mache sie unglücklich. Dieser will sein Unglück in seiner Krankheit finden; darinn liegt es gar nicht, sondern darinn, daß er die allgemeinen Grundsätze unrichtig anwendet. Ein anderer glaubt sich dadurch unglücklich, daß er arm ist; ein anderer, daß er einen strengen Vater oder eine strenge Mutter hat; ein anderer, daß er bey Cäsar nicht in Gnaden steht. Allein sie sind einer, wie der andere, einzig und allein dadurch unglücklich, daß sie die Grundbegriffe nicht recht anzuwenden wissen. Hat nicht jedermann in Ansehung des Uebels diese natürlichen Grundbegriffe: Das Uebel ist etwas schädliches, etwas, das man fliehen, etwas, dagegen man alle möglichen Vorkehrungen thun muß? Diese Grundbegriffe widersprechen einander im geringsten nicht. Aber wie sieht igt die Anwendung derselben aus? Was ist dein Uebel? was ist das schädliche, das du fliehen muß? -- Daß ich Cäsars Gunst nicht habe, sagt er: -- Da geht er links, da verfehlt er der Anwendung, kömmt ins Gedränge, fällt auf Sachen, die zum Zweck im geringsten nichts dienen, weil er, wenn er wirklich Cäsars Gunst erhält, dennoch das, was er sucht, nicht erhalten hat. Denn was sucht ein jeder Mensch? Ruhigen und zufriedenen Herzens, glücklich

glücklich zu seyn, in allen Sachen nach eigenem Belieben zu handeln, keine Gewalt, keinen Zwang zu leiden. Wenn er nun Cäsars Günstling wird, ist er denn zugleich aller Gewalt, alles Zwanges entlediget, ist er ruhigen Herzens, geht es ihm denn nach Wunsche? Wen wollen wir fragen? Wen haben wir, der uns hierüber zuverlässiger sey, als gerade den selbst, der Cäsars Günstling worden ist? Tritt hervor, und sage uns: Wenn hast du ruhiger geschlafen, igt, oder ehe du Cäsars Favorit warest? Du wirst so gleich diese Antwort hören: O, uns Himmels willen, treib das Gespött über meine Seele nicht weiter. Du weißt nicht, was ich Elender auszustehen habe, mir wird nur gar kein Schlaf mehr zu Lieb. Vergebens will mir der frühe Morgen ihn vergönnen: Denn da kömmt ein Knecht gelaufen, und sagt mir: Der Kaiser ist schon erwachet, den Augenblick wird er aus seinem Schlafzimmer hervorgehen. Denn ist lauter Unruhe, lauter Sorge. -- So sage uns, wenn hast du vergnügter gespeiset, igt oder vordem? Höre ihn selbst, was er dir auch hierüber antwortet: Wenn er nicht an die kaiserliche Tafel eingeladen werde, so nage ihm das am Herzen; und werde er eingeladen, so speise er da, wie ein Slave bey seinem Herrn, und müsse sich die ganze Zeit auf das sorgfältigste in Acht nehmen, daß er nichts unbesonnenes sage oder thue. Und was meinest du? Fürchtet er etwa, er möchte in solchem Falle, wie ein Slave, Prügel kriegen? O das wäre allzugnädig. Er muß, wie es einem so grossen Mann, einem Liebling des Cäsars geziemet, in Furcht stehen, daß er standsmäßig zum Beil ver-

urtheilt werde. -- Wenn hast du ungehinterter ins Bad gehen können? Wenn hast du mehrere Musse zu den Leibesübungen gehabt? Und überhaupt, welche Lebensart wolltest du lieber haben, die ızige oder die vorige? Ich darf darauf schwören: Es ist niemand so gefühllos und kalt sinnig, daß er nicht die Umstände des Mannes nur desto beweisenswürdiger finde, je höher derselbe bey Cäsar in Gunsten steht.

Wenn nun weder die so genannten Könige, noch die Lieblinge der Könige leben, wie sie gern wollten, welches sind denn wol die freyen Menschen? Forche nach, so wirst du es finden: Denn die Natur hat dich auf die Spuren der Wahrheit geführt. Wenn du aber nicht im Stande bist, vor dich selbst diesen einfältigen Spuren nachzugehen, und die Folgen der angeborenen Grundbegriffe zu finden, so höre, was die sagen, die der Wahrheit nachgeforschet haben. -- Was sagen Sie? -- Däucht dir, die Freyheit sey ein Gut? -- O ja, das allergrößeste. -- Kann denn wol der, welcher das größeste Gut erlangt, unglückselig seyn? Kann es ihm übel gehen? -- Nein. -- So viel du hiemit Leute siehest, die unglückselig sind, die Widerwärtigkeiten haben, die Klagen führen, von denen allen sage keltlich, daß die nicht frey sind. -- Ja, das will ich sagen. -- Wir lassen hiemit Kauf und Verkauf und dergleichen Titel des Eigentums beyseits, als die nicht in unsern Begriff von der moralischen Freyheit oder Knechtschaft gehören. Denn wenn du das bisherige richtig eingräumet hast, so wird weder der grosse König
noch

noch der kleine, noch ein Consular, noch einer, der zum zweytenmal Consul ist, wenn er unglücklich ist, frey seyn. -- Gut. -- Antworte mir ferner: Däucht dir, die Freyheit sey etwas großes, etwas edles, etwas schätzbares? -- Warum das nicht? -- Darf denn einer, der eine so grosse und schätzbare und edle Sache erlangt, niederträchtig seyn? -- Keineswegs. -- Wenn du hiemit siehest, daß sich einer vor einem andern schmiegt, und ihm wider sein Gewissen Complimente schneidet, so sage keltlich, daß auch der nicht frey ist; und zwar nicht nur, wenn er es bloß um einer Suppe willen, sondern auch, wenn er es um eines Proconsulats oder Consulats willen thäte. Gehe, die es um Kleinigkeiten willen thun, nenne Kleinknechte, diese hingegen, wie sie es verdienen, Großknechte. -- Gut, auch das ist ganz vernünftig. -- Däucht dir nicht ferner, die Freyheit sey ein Zustand, da einer eigenmächtig handelt, und selbst Herr ist? -- Freylich. -- So sage hiemit von einem jeden, dem von einem andern kann gewehret, oder der von einem andern kann gezwungen werden, daß der nicht frey ist; und da siehe mir nicht auf seine Ahnen oder Urahnen, und frage nicht nach Kauf oder Verkauf, sondern wenn du ihn von Herzensgrund und mit Affect Herr sagen hörst, so nenne ihn, wenn auch zwölf Victores vor ihm hergiengen, einen Sklaven. Wenn du ihn sagen hörst: Ich Elender, ach was muß ich ausstehen! so nenne ihn einen Sklaven. Mit einem Wort, wenn du siehest, daß er sich bitterlich beklagt, daß er allerley Beschwerden führet, daß es ihm nicht nach Wunsch gehet, so nenne ihn

ihn einen Sklaven. -- Wenn er aber ein mit Purpur verbrämtes Kleid trägt? -- Nenne ihn nichts-
 desominder einen Sklaven. Gesezt aber, er rede
 und thue nichts von dem allen, so nenne ihn des-
 wegen noch nicht einen freyen; sondern erkundige
 dich um seine Begriffe, ob er nicht etwa solche ha-
 be, die ihn Zwang und Hinternissen und Wieder-
 wärtigkeiten unterwürfig machen. Findest du sol-
 che Begriffe bey ihm, so nenne ihn einen Scla-
 ven, der die Saturnalien hat, dem man, so lan-
 ge die wahren, alles gestattet. Sage: sein Herr
 ist verreist. Aber er kömmt wieder, und denn
 wirst du sehen, wie es dem Knecht gehet. -- Wer
 ist der Herr, der wieder kommen wird? -- Ein
 jeder, der es in seiner Macht hat, jenen der Sa-
 chen, die er gern haben wollte, zu gewähren, oder zu
 berauben. -- Auf die Weise haben wir hiemit
 viele Herren? -- So ist es. Denn da sind vor-
 her schon die Sachen unsere Herren, und dieser
 Sachen sind viele. Hiemit müssen nothwendig auch
 die, so über die eine oder die andere dieser Sa-
 chen Gewalt haben, Herren seyn. Denn so gar
 den Cäsar fürchtet ja niemand, sondern man fürch-
 tet den Tod, das Exilium, die Confiscation, die
 Gefängnis, die Schmach. Eben so wenig liebt
 jemand den Cäsar, wenn er nicht von einem gros-
 sen persönlichen Werth ist: sondern man liebt den
 Reichthum, den Tribunat, den Generalat, den
 Consulat. Da wir diese Sachen lieben und has-
 sen, und fürchten, so kann es anderst nicht seyn,
 als daß diejenigen, welche darüber Meister sind,
 unsere Herren seyen. Daher kömmts, daß wir
 sie auch, wie Götter, anbeten. Denn wir den-
 ken:

ten: Wer es in seiner Macht hat, uns den grössten Nutzen zu verschaffen, der ist eine Gottheit; und nehmen den falschen Untersatz an: dieser hat es in seiner Macht, uns den grössten Nutzen zu verschaffen; hiemit ist er ein Gott. Wenn der Untersatz ohne Grund angenommen ist, so muß die Folge, die aus diesen Vorderätzen hergeleitet wird, ebenfalls nichtig seyn.

Was ist nun dasjenige, welches machet, daß einem Menschen nicht kann gewehret werden; daß er völliger Herr ist, zu thun, was er will? Denn das machet weder der Reichthum, noch der Consulat, noch der Proconsulat, noch die königliche Würde; sondern man muß etwas anders finden. Was ist das, welches machet, daß einer fertig und ungehintert schreibt? -- Daß er die Schreibkunst versteht. -- Was machts, daß einer fertig und ungehintert die Cithar schlägt? -- Nichts, als daß er gelernt hat, dieses Instrument spielen. -- Hiemit wird es wol auch darauf ankommen, daß einer die Kunst zu leben gelernt habe, wenn er ungehintert und frey leben will. Wie du nun dieses überhaupt gehört hast, so betrachte es icht noch in besondern Beyspielen. Ist es möglich, daß einer, der nach Dingen strebt, die in andrer Gewalt stehen, nicht könne gehintert werden? -- Nein. -- Hiemit ist es auch nicht möglich, daß er frey sey. So schau nun, ob wir nichts, oder ob wir alles bloß in unsrer Gewalt haben; oder ob einige Dinge in unsrer Gewalt, andere aber in fremder Gewalt seyen. Du wirst mir leicht antworten können, wenn ich frage: Ist dein Leib, wenn du gern

gern hättest, daß er alle seine Glieder behalte, in deiner Gewalt, oder nicht in deiner Gewalt? -- Er ist nicht in meiner Gewalt. -- Wenn du gern hättest, daß er gesund wäre? -- Auch nicht. -- Oder, daß er schön wäre? -- Auch das nicht. -- Wenn du wolltest, daß du länger lebest, oder daß du stirbest? -- Eben so wenig. -- Der Leib ist hiemit ein Ding, das in fremder Gewalt steht, und jedem Stärkern unterwürfig ist. -- Es ist ganz klar. -- Steht es in deiner Gewalt, einen Aker zu haben, wenn du willst, und so lange du willst, und welchen du willst? -- Nein. -- Oder Knechte zu haben? -- Nein. -- Oder Kleider? -- Nein. -- Oder ein Haus? -- Nein. -- Oder Pferde? -- Keines von allen diesen steht in meiner Gewalt. -- Oder wenn du wolltest, daß deine Kinder, deine Frau, dein Bruder oder deine Freunde immerfort leben, stühnde es in deiner Gewalt, dieß zu machen? -- Auch das nicht. -- Hast du denn nichts, darüber du selbst Herr und Meister sehest, das einzig und allein in deiner Gewalt stühnde, und das man dir nicht nehmen könnte? Schau, ob du so etwas habest? -- Ich weiß nicht, wo ich schauen soll. -- Betrachte die Sache so: Kann jemand machen, daß du einen offenbar falschen Satz bejahest? -- Das kann kein Mensch. -- So wärest du also in Ansehung des Urtheils oder des Beyfalls über alle Gewalt und Hinternis hinaus. -- Gut. -- Laß mich weiter fragen: Kann dich jemand zwingen, daß du dich für etwas entschliessest, wofür du dich nicht entschliesßen wolltest? -- Ja, das ist möglich. Denn wenn mir einer Tod oder Gefängnis drohet, so zwingt er mich zu einer Ent-

Entschliessung. -- Wenn du dir nichts daraus machest, zu sterben oder gefangen zu sitzen, achtest du kein Drohen etwas? -- Nein. -- Ist denn die Verachtung des Todes eine Handlung, die in deiner Macht steht, oder nicht? -- Sie steht in meiner Macht. -- So steht es auch bey dir, dich zu entschliessen, oder dich nicht zu entschliessen? -- Gut, auch dieß steht bey mir. In wessen Gewalt aber steht es zu machen, daß ich mich wider etwas entschliesse? -- Ebenfalls in deiner. -- Wie aber, wenn ich mich entschlossen hätte, zu spazieren, und ein anderer mir es verwehrete? -- Welchem von deinen Vermögen würde er es verwehren? Deinem Urtheil, deinem Beyfall? -- Nein, sondern meinem Leib. -- Ja, so wie man einen Stein zurückhalten kann. -- Das ist wahr, aber indes spaziere ich doch nicht. -- Wer hat dir gesagt, daß Spazieren eine Handlung sey, die so in deiner Macht stehe, daß sie dir nicht verwehrt werden könnte? Ich habe nur von der Entschliessung gesagt, daß sie könne verwehrt werden. Wozu aber der Leib und seine Mitwirkung vonnöthen ist, das sind alles Sachen, wie du schon längst gehört hast, die nicht in deiner Gewalt stehen. -- Nun ich gebe auch das zu. -- Kann dich jemand zwingen, ein Verlangen nach etwas zu haben, wenn du keines haben willst? -- Nein. -- Oder zwingen, dir einen Endzweck vorzusetzen, oder etwas zu unternehmen, oder überhaupt diesen oder jenen Gebrauch der sinnlichen Vorstellungen zu machen? -- Auch dazu kann mich niemand zwingen. Aber wenn ich ein Verlangen nach etwas habe, so wird man mir doch verwehren können,

nen, das Verlangte zu erhalten? -- Wie wird man das können, wenn dein Verlangen auf Dinge geht, die von dir abhängen, und dir nicht können gewehrt werden? -- Denn kann es freylich niemand. -- Nun wer sagt dir, daß dem, der ein Verlangen hat nach Dingen, die in fremder Gewalt stehen, nicht könne gewehrt werden? -- So soll ich denn kein Verlangen nach Gesundheit haben? -- Nein, sage ich dir, und auch nach keinem andern Dinge nicht, das ausser deiner Gewalt steht. Und ausser deiner Gewalt steht alles, was du nicht anschaffen und bewahren kannst, wenn du willst. Von allem dergleichen seyen nicht nur deine Hände, sondern noch vielmehr deine Begierde weit entfernt: Wo nicht, so hast du dich in eine Knechtschaft hingegeben, du hast deinen Hals unter ein Joch gebogen, wenn du irgend eines von den Dingen, die nicht gänzlich dein sind, hoch hältst; wenn du dich in irgend eines der Dinge, die andern unterwürfig oder sterblich sind, verliedest. -- Ist die Hand nicht mein? -- Sie ist ein Stück von dir: In ihrer Natur aber ist sie Thon, ein Ding, das laun gewehrt und gehindert werden, das eines jeden stärkern Dinges Knecht ist. Und was sage ich, nur die Hand? Der ganze Leib ist nicht anders zu betrachten, als wie ein beladener Esel, der seine Baar trägt, so lang er kann, und so lang man ihn läßt. Will man ihn mit Gewalt in Kriegsbedürfnissen von dir erpressen, packt ihn ein Soldat an, so laß ihn ohne Widerstreben, ohne Murren fahren, sonst kriegst du Schläge, und verlierst den Esel doch nichtsdestoweniger. Wenn du nun von deinem Leib also den

ten

ten muß, so schau was für Gesinnungen dem zu folge in Ansehung aller andern Dinge, die man um des Leibes willen anschafft, du haben sollst. Wenn der Leib ein Esel ist, so sind die andern Dinge Zäume, Sättel, Hufeisen, Haber, Heu für den Esel. Laß auch diese Dinge fahren, gieb sie noch geschwinder und williger her, als den Esel selbst. Wenn du dich in solche Verfassung gesetzt, und in solcher Denkensart geübet hast, das Fremde von dem Eigenen, das, was man verwehren kann, von dem, was man nicht verwehren kann, zu unterscheiden; jenes für Dinge zu halten, die dich angehen, dieses für Dinge, die dich nichts angehen; nur jene Dinge zu Gegenständen deiner Begierde oder deines Abscheus zu machen; wirfst du alsdenn auch noch jemand fürchten? -- Auf der Welt niemanden. -- Recht so! denn weshalb hättest du was zu fürchten? Deiner eigentümlichen Dinge halber, worinn das wesentliche Gut und Uebel liegt? Wer hat Gewalt über diese? Wer kann dir dieselben nehmen? Wer kann dir darinn hinterlich seyn? Das kann man dir so wenig seyn, als Gott. Aber des Leibes halber, der Haabschaft halber fürchtest du dir vielleicht; der Dinge halber, die in andrer Gewalt stehen, und dich nichts angehen. Was hast du denn von Anfang an anders gelernt, als den Unterschied zu beobachten zwischen denen Dingen, die dein, und die nicht dein sind; zwischen denen, die in deiner Gewalt stehen, und die nicht darinn stehen; die können verwehrt, und die nicht können verwehrt werden? Zu was Ende bist du zu Philosophen gegangen? Damit du hernach, wie vorher, gleich Verdruss
C c und

und Kummer habest? Du wirst hiemit mittelst dieser Grundsätze von Furcht, Sorge und allen Unruhen des Gemüths entlediget seyn. Oder was hast du mit Betrübniß zu schaffen? Denn die Betrübniß entsteht aus der Gegenwart derjenigen Dinge, deren Erwartung Furcht erweckt. Oder wirst du noch Sehnsucht nach etwas haben? Du hast ja nach denen Dingen, die von deinem Willen abhängen, nach guten und gegenwärtigen Dingen, ein abgemessenes und geruhiges Verlangen; und begehrest hergegen deren, die nicht von deinem Willen abhängen, keines auf eine solche Weise, daß jener vernunftlose und wilde Ungeßüm, der kein Maas kennt, im geringsten statt fände.

Welcher Mensch kann dir noch fürchterlich seyn, wenn du gegen die Sachen in einer solchen Gemüthsfassung stehest? Denn was hat doch ein Mensch, es sey im Dile oder in der Rede, oder im Umgang, das einem andern Menschen fürchterlich seyn sollte? so wenig, als ein Hund einem andern, ein Pferd einem andern, oder eine Biene einer andern etwas fürchterliches hat. Aber die Sachen, die sind es allemal, was Furcht einjagt. Wenn einer dem andern die Sachen verschaffen, oder wegnehmen kann, so wird er ihm gerade dadurch fürchterlich. Wie wird nun diese Festung zerstört? Nicht mit Eisen, nicht mit Feuer, sondern durch richtige Begriffe. Denn wenn wir gleich die Festung an der Stadt schleiften, wäre alsdenn die Festung des Fiebers, die Festung schöner Mädchen; mit einem Wort wäre die Festung inner uns alsdenn auch geschleift? wären die Tyrannen inner uns zugleich herausgejaget? Diese Tyrannen

Tyrannen,
wieder ande
diese Festu
herausgejag
seine Giede
Kuhm, die
der, Freun
Dinge acht
schlagen im
der Festung
hen bleiben
sollte ich no
macht sie m
Eitel, ihre
Ist es mir jen
weht hätte,
mich, wenn i
wäre doch je
Willen ganz
ein Fieber
ich mich
Will er,
so will ich
lange, so
will ich and
de, so will
sterbe, so
Stande sen
etwas zu ver
gen? Das
Jove. So
ja hören, d
wagen sich

Tyrannen, die wir täglich, bald die gleichen, bald wieder andere, erfahren; da muß man anfangen, diese Festung muß man schleifen, diese Tyrannen heraus schlagen. Den Leib muß man fahren lassen, seine Glieder, sein Vermögen, die Habschaft, den Ruhm, die Hoheit, die Bürden, Kinder, Brüder, Freunde, das alles muß man für fremde Dinge achten. Wenn diese Tyrannen herausgeschlagen sind, wofür sollte ich noch die Mauern der Festung niederreißen? Sie mögen immer stehen bleiben: Was verschlägt mir das? Wofür sollte ich noch die Leibwache heraus schlagen? Was macht sie mir für Ungelegenheit? Sie hat ihre Stöcke, ihre Spiesse, ihre Degen für andere Leute. Ist es mir jemalen wiederfahren, daß man mir verwehrt hätte, wenn ich etwas gewollt, oder daß man mich, wenn ich nicht gewollt, gezwungen hätte? Wie wäre das je möglich gewesen? Ich habe meinen Willen gänzlich Gott ergeben. Will er, daß ich ein Fieber habe; ich will es auch. Will er, daß ich mich zu etwas entschliesse; ich will es auch. Will er, daß ich eine Begierde nach etwas habe, so will ich sie haben. Will er, daß ich etwas erlange, so will ich es auch: will er es nicht, so will ich auch nicht. Will er, daß ich Marter leide, so will ich Marter leiden. Will er, daß ich sterbe, so will ich sterben. Wer sollte denn im Stande seyn, mir wider mein eigen Gutdünken etwas zu verwehren, oder mich irgendwozu zu zwingen? Das ist bey mir so unmöglich, als beym Jove. So machen es vorsichtige Reisende, wenn sie hören, daß die Strassen unsicher sind. Sie wagen sich nicht einsam auf den Weg, sonderu

C c 2

warten,

warten, bis sie in Gesellschaft eines Gesandten oder Sekelmeisters, oder Statthalters reisen können, empfehlen sich ihm und kommen sicher an ihren Ort. So macht es ein kluger Mann auch in der Welt. Da giebt es viele Räuber, Tyrannen, Stürme, Noth, Verlust der liebsten Sachen. Wohin kann man Zuflucht nehmen? Wie kann man ungeplündert durchkommen? Auf welche Reisegesellschaft will man warten, um sicher an seinen Ort zu kommen? Wem will man sich übergeben? Jenem reichen Mann? Jenem Consular? Was würde mir das helfen? Er wird selbst ausgezogen, er jammert, und weint selbst. Und wie? wenn sich dieser Reisegesehrte selbst über mich hermachte, und ein Räuber an mir würde? Ich will ein Günstling des Cäsars werden. Wenn ich sein Vertrauter bin, so wird mir niemand Leides thun. Aber was muß ich vor das erste nicht erdulden und ausstehen, um ein Mann von großem Ansehen zu werden? Wie oft, und von wie vielen muß ich geplündert werden? Hernach, wenn ich nun der große Mann worden bin, so ist Cäsar auch ein sterblicher Mensch. Wenn er aber selbst um gewisser Umstände willen mein Feind würde, wohin könnte ich mich denn am besten zurückziehen? In eine Einöde? Freylich, aber kömmt das Fieber nicht auch dorthin? Was ist denn zu thun? Ist kein sichrer, treuer, starker Gesehrte, von dem man keine Hinterlist besorgen darf, zu finden? Der Weise denkt hierüber nach, und findet, daß er ganz sicher durchkommen werde, wenn er sich Gott übergiebt. -- Was nennest du, sich Gott übergeben? -- So mit ihm über-

einstim-

einstimmen
 lei, und
 lei. --
 als wenn d
 fleißig beten
 ganz mein
 Was hat er
 er die Ding
 abhängen;
 walt stehen
 verwehret m
 Leib, dieses
 können, dem
 allgemeinen
 Wohnung,
 sollte ich dem
 Dinge wolle
 soll ich Du
 aus haben
 len? So
 mir besche
 hat, nimm
 denn wider
 geschweigen
 lehnte, wo
 habe ich die
 hat sie mir
 geben? W
 die Früchte
 Wer hat die
 ichen gefür
 les und dich
 lei, auf ih

einstimmen, daß du alles, was er will, auch wollest, und was er nicht will, ebenfalls nicht wollest. -- Wie macht sich das? -- Wie anders, als wenn du Gottes Absichten und seine Regierung fleißig betrachtetest? Was hat er mir gegeben, das ganz mein, und völlig in meiner Gewalt seyn soll? Was hat er ihm selbst übrig gelassen? Mir hat er die Dinge gegeben, die von dem freyen Willen abhängen; er hat gemacht, daß sie in meiner Gewalt stehen; daß sie mir nicht verhindert, nicht verwehrt werden können. Wie hätte er aber den Leib, dieses irdene Gefäß, auch zu so was machen können, dem nichts könnte verwehrt werden? Dem allgemeinen Ablauf hat er Haabschaft, Hausrath, Wohnung, Weib und Kinder unterworfen. Was sollte ich denn mit Gott zanken? Warum sollte ich Dinge wollen, die man nicht wollen soll? Warum soll ich Dinge, die mir nicht gegeben sind, durchaus haben wollen? Wie soll ich sie vielmehr wollen? So wie sie mir beschehrt, und so lange sie mir beschehrt sind. Aber der, so sie mir gegeben hat, nimmt sie wieder. Warum sollte ich mich denn widersetzen? Da wäre ich, der Narrheit zu geschweigen, daß ich mich gegen den Stärkern auflehnte, noch vielmehr ungerecht. Denn woher habe ich diese Dinge ursprünglich? Mein Vater hat sie mir gegeben. Aber wer hat sie ihm gegeben? Wer hat die Sonne gemacht? Wer hat die Früchte, wer hat die Jahreszeiten gemacht? Wer hat das Band der Gesellschaft unter den Menschen geknüpft? Da wolltest du nun, der du alles und dich selbst von einem andern empfangen hast, auf ihn, den Geber, böse seyn, und Bes

schwerde gegen ihn führen, wenn er dir etwas wie-
 der wegnimmt? so vergessen, wer du bist, und
 zu was Ende du in die Welt kommen bist? Hat
 nicht er dich darein geführt? Hat nicht er dich
 das Licht sehen lassen? Hat nicht er dir Gehül-
 fen gegeben? Hast du nicht von ihm die Sinnen,
 von ihm die Vernunft? Wie hat er dich auf diese
 Welt gesetzt? Hat er dich nicht als einen Sterb-
 lichen, als einen, der in einer kleinen Masse Fleisch
 auf dieser Erde leben soll, hieher gesetzt? als einen,
 der ein Zuschauer seiner Anstalten und Einrichtungen
 seyn, der für eine kleine Zeit seinem Gepränge und
 seinem Fest beywohnen sollte? Willst du denn nicht,
 wenn du izt das Gepränge und den festlichen Haufen,
 so lange es vergönnet war, gesehen hast, und er dich
 nun wieder gehen heist, mit Anbetung und Dank
 für das, was du gesehen und gehört hast, davon
 gehen? - - Nein, ich wollte lieber noch länger
 Fest haben. -- So wollten die Mythen eben auch
 lieber, daß die mystischen Ceremonien, die man
 mit ihnen vornimmt, länger dauerten. So woll-
 ten vielleicht auch die Zuschauer der olympischen
 Spiele, daß sie noch mehrere Kämpfe sehen könn-
 ten. Allein die Feyerlichkeit ist nun zu Ende. Geh
 izt deines Weges, begieb dich mit Dank und guter
 Art zurük. Mache andern Platz. Es müssen izt
 andere auch in die Welt kommen, wie du darein
 kommen bist, und müssen, wenn sie kommen, Platz
 und Wohnung, und Bequemlichkeiten haben. Wenn
 die erstern nicht nacheinander abträten, was wür-
 den die Folgen seyn? Warum bist du unersättlich?
 Warum wird dir nie genug? Warum machest du
 enge in der Welt? - - Recht: aber ich hätte gern,
 daß

daß mein Weib und meine Kinder bey mir wären. -- Sind sie denn dein? Sind sie nicht dessen, der sie dir gegeben hat? Sind sie nicht dessen, der auch dich gemacht hat? Du willst also noch nicht Verzicht auf fremde Dinge thun? Du willst dem Stärkern nicht nachgeben? -- Warum hat er mich aber auf solche Bedingungen in die Welt geführt? -- Wenn es dir nicht anstehen will, so geh heraus. Er braucht keinen Zuschauer, der immer murret und klagt. Er will solche haben, die das Fest mitfeiern, die mittanzen, die in die Hände klatschen, die über die Feyerlichkeit in Entzückung gerathen, und Hymnen auf dieselbe singen. Er wird es nicht ungern sehen, wenn jene Klagschwestern, jene feigen Memmen sich von der festlichen Versammlung wegbegeben. Denn sie lebten doch, so lange sie da waren, nicht als an einem Feste, sie bekleideten doch ihren gehörigen Posten nicht, sondern seufzten und jammerten, und führten Klagen wider Gott, wider das Glück, wider alle, die um und an sie waren; gefühllos für das, was ihnen zu Theil worden, für die Kräfte, womit sie gegen alles widrige Geschick ausgerüstet worden; für Großmuth, Dapperkeit, Mannlichkeit, ja selbst für das, was wir igt untersuchen, für Freyheit. -- Wozu habe ich denn die äussern Dinge empfangen? Daß du sie brauchen sollest. -- Wie lange? -- So lange der, so sie dir geliehet hat, will. Wenn es keine nothwendigen Dinge sind, so hänge das Herz nicht daran, so werden sie dir auch nicht zu Nothwendigkeiten werden. Sage nur nicht, daß sie dir nothwendig seyen, so sind sie es dir auch nicht.

Das ist es, was man vom Morgen bis an den Abend studieren und üben sollte. Fange bey den geringsten und zufälligsten Dingen an, bey einem Krüge, zum Ex. oder bey einem Kelchglas: Denn schreite fort auf Dinge, die du höher schätzest, auf ein Kleid, auf einen Hund, auf ein Pferd, auf einen Aker; von dannen auf dich selbst, auf deinen Leib, auf seine Glieder, auf die Kinder, auf das Weib, auf die Brüder. Siehe dich auf allen Seiten um, und wirf alles von dir weg, (was deiner Freyheit nachtheilig seyn möchte,) reinige deine Begriffe, damit sich keines der Dinge, die nicht dein sind, dir fest anhänge, oder dir anwache, damit es dir nicht Schmerzen bringe, wenn es von dir genommen wird. Wenn du dich darinn täglich übest, wie man sich auf dem Kampfsplatz übt, denn sage, du liegest der Philosophie ob, oder weil dieser Name gewissen Leuten zuwider ist, so sage lieber, man verrichte die Freylassungsceremonie an dir. Denn dieß ist die wahre Freyheit. In diese ist Diogenes von dem Antisthenes gesetzt worden, und sagte deswegen, daß ihn nun niemand mehr zu einem Knecht machen könne. Wie begegnete er deswegen den Seeräubern, da er von ihnen gefangen ward? Hat er einen unter ihnen Herr tituliert? (Ich rede nicht von dem blossen Titel: Denn das Wort an sich selbst hat mir nichts fürchterliches, sondern die Leidenschaft, womit es ein Slave ausspricht.) Mit welchem Ansehen bestrafte er sie, daß sie den Gefangenen schlechte Kost gaben? Wie stand er feil? Suchte er einen Herrn? Nein, er suchte einen Knecht. Und da er verkauft war, wie gieng er mit seinem Herrn

Herrn un
 belehete ihn
 müsse sich
 und so erge
 wundern?
 gekauft hät
 würde er r
 oder als ei
 wenn er ei
 oder einen
 nicht ande
 so sie verp
 versteht: W
 je Kunst zu
 Meister se
 Schiffe? -
 Weil der
 von hat.
 prügeln.
 von zu ha
 vermeint;
 seinen E
 laucht. I
 ohne sich
 sich denn e
 nen Knecht
 Schaden
 bindet.
 Satz nicht
 kein wilde
 in. Wenn
 Wenn es a
 erachtet. -

Herrn um? Sogleich raisonirte er mit ihm, und belehrte ihn, er müsse sich nicht so aufpuzen, er müsse sich nicht rasieren, er müsse seine Kinder so und so erziehen. Und was ist sich darüber zu verwundern? Denn wenn dieser Herr einen Knecht gekauft hätte, der ein Kampfmeister gewesen wäre, würde er ihm in Kampfsachen als einem Bedienten, oder als einem Herrn begegnet haben? So auch, wenn er einen gekauft hätte, der die Arzneykunst, oder einen, der die Baukunst besaß? Und es kann nicht anders seyn, als daß in jeder Kunst, der so sie versteht, Meister über den ist, der sie nicht versteht: Muß hiemit nicht ein jeder, der die ganze Kunst zu leben besitzt, nothwendig ein Herr und Meister seyn? Denn wer ist Herr in einem Schiffe? -- Der Steuermann. -- Warum? -- Weil der, so ihm ungehorsam ist, Schaden davon hat. -- Aber der Herr kann seinen Knecht abprügeln. -- Kann er es thun, ohne Schaden davon zu haben? Das habe ich zwar ehedessen selbst vermeint; allein er kann es wirklich nicht ohne seinen Schaden, und darum ist es ihm nicht erlaubt. Denn es kann niemand Unrecht thun, ohne sich selbst Schaden zuzufügen. -- Was fügt sich denn ein Herr für Schaden zu, wenn er seinen Knecht bindet? -- Was meinst du, daß sein Schaden seyn werde? Das selbst, daß er seinen Knecht bindet. Das wirst du selbst gestehen, wenn du den Satz nicht willst verloren geben, daß der Mensch kein wildes Thier, sondern ein zahmes Geschöpf ist. Wenn steht es übel um eine Weinrebe? -- Wenn es anderst um sie steht, als es ihre Natur erfordert. -- Wenn steht es schlimm um einen

Hahn? -- Auch denn, wenn seine Natur gestört wird. -- Steht es hiemit nicht auch um den Menschen übel, wenn seine Natur Noth leidet? Was ist nun seine Natur? Will sie, daß er beiße, daß er aufschlage, daß er in Band und Fessel lege, daß er enthauptet? -- Nein, sondern, daß er Gutes thue, daß er Hülfe leiste, daß er gut gesinnet sey. -- So steht es hiemit, du magst es geschehen oder nicht, schlimm um ihn, so oft er unbillig und unvernünftig handelt. -- Hat es denn um den Socrates nicht schlimm gestanden? -- Nein, sondern um seine Richter, um seine Ankläger. -- Hat es um den Helvidius zu Rom auch nicht übel gestanden? -- Nein, sondern um den, so ihn getödtet hat. -- Das wäre wunderbarlich. -- Nicht wunderlicher, als was du selbst von einem Hahn sagen würdest. Du sagst nicht, es stehe übel mit ihm, wenn er verwundet den Sieg erfochten, sondern wenn er unverfehrt unten gelegen hat. Du preisest einen Hund nicht glücklich, der weder jagt noch sich bemühet; sondern einen, den du schwitzen, den du heulen, und von laufen fast zerbersten siehest. Was hat denn unsere Lehre hierinne paradoxes? Ist es paradox, wenn wir sagen, das sey das Uebel eines jeden, was seiner Natur nicht gemäß ist? Sagst du nicht eben dieses von allen andern Dingen? Warum soll denn da nur für den Mensch allein eine Ausnahme statt haben? Wir sagen, der Mensch sey von einer zahmen, gesellschaftlichen, treuen Natur, und das ist ja nicht paradox. -- Nein. -- Warum sollte es denn paradox seyn, wenn wir sagen; es wiederfahre ihm kein Schaden, wenn er geschlagen, wenn er in Fessel gelegt

gelegt, wenn
wiederfahre ihm
fer aus
denn zu re
den, dem
se geht;
eine Natur

Nun d
bisher ein
ist frey d
die Sacher
wenn man h
oder verhin
Willen auf
Welchem te
der nach te
sind fremd
wollt se
so oder a
fremdes
Dinge,
du dich d
kiesest, al
wirst du
fremden
Weg zur
von der
Seele sag

Wo in
Porz
Von E

gelegt, wenn er enthauptet wird? Auch denn wieder fahre ihm kein Schaden, wenn er solches tapfer aussteht, wenn er noch Gewinn und Nutzen davon zu tragen weiß? Der hingegen leide Schaden, dem es auf das erbärmlichste und schändlichste gehet; der aus einem Menschen ein Wolf oder eine Rater, oder eine Wespe wird?

Nun denn, laßt uns zusammenehmen, was bisher eingeräumt worden. Derjenige Mensch ist frey, dem man nichts verwehren kann, dem die Sachen nach Wunsche in Bereitschaft sind; wem man hingegen verwehren, wen man zwingen oder verhintern kann, wen man wider seinen Willen auf etwas treiben kann, der ist ein Knecht. Welchem kann man aber nichts verwehren? Dem, der nach keinen fremden Dingen strebt. Welches sind fremde Dinge? Die, so nicht in unsrer Gewalt stehen, sie zu haben oder nicht zu haben, sie so oder anders zu haben. Der Leib ist hiemit ein fremdes Ding, die Glieder desselben sind fremde Dinge, die Haabschaft ist etwas fremdes. Wenn du dich demnach in irgend eines solcher Dinge verliebest, als wenn es ein eigentümliches wäre, so wirst du gestraft seyn, wie es einer, der nach fremden Dingen strebt, verdient. Dieses ist der Weg zur Freyheit; dieses ist die einzige Erledigung von der Knechtschaft, daß man einmal von ganzer Seele sagen könne:

Wo immer meine Stell', o Zeus und weise
Parze,
Von Euch bestimmt sey, führet mich.

Aber

-- Aber mein Philosoph, ich will den Fall setzen, daß dich ein Tyrann vorfordere, etwas zu reden, das dir nicht ansteht, sage mir, redest du da oder redest du nicht? -- Ich hätte mir Bedenkzeit aus. -- Bedenkzeit wolltest du in diesem Falle noch verlangen? Worüber hast du dich denn bedacht, so lange du die Schule besuchtest? Hast du nicht gelernt, welche Dinge gut, welche böse, und welche gleichgültig seyen? -- Ja, das habe ich schon untersucht. -- Was für Lehrsätzen habt ihr nun diefalls bengepflichtet? -- Das alles, was gerecht und loblich gut; alles, was hingegen ungerecht und schändlich, böse sey. -- Ist Leben etwas gutes? -- Nein. -- Ist Sterben etwas böses? -- Nein. -- Ist gefangen seyn etwas böses? -- Nein. -- Was war hingegen euer Urtheil von einer niederträchtigen, unedeln, untreuen Rede, da man einen Freund verräth oder einen Tyrannen schmeichelt? -- Das sey böse. -- Was hast du dich denn weiter zu besinnen? Hast du dich nicht schon besonnen, und berathschlaget? Denn was wäre mir das für ein Besinnen; ob es mir auch anständig sey, mir die größten Uebel nicht zuzuziehen, da ich im Stande bin, mir die größten Güter zu verschaffen? Ein schönes, ein nothwendiges Besinnen! Da braucht es wol viel Berathschlagens! Warum spottest du doch unser? Ich sage dir, Mensch, eines solchen Bedenkens bedarf es sich nimmermehr. Du würdest auch, wenn du dir in der That das Lößliche als gut, das Schändliche als häßlich, und alles übrige, als gleichgültig vorstelltest, weit davon entfernt seyn, jemalen in eine Verlegenheit zu kommen, und einer mühsamen Untersuchung vonnöthen

then zu haben, sondern du könntest mit deinem Verstande auf der Stelle so gut als durch deine Augen entscheiden. Oder besinnest du dich auch etwan, ob das Schwarze weiß oder das Schwere leicht sey? Kann es dir an völliger Einsicht in Sachen, die so klar einleuchten, in Sachen von der grösssten Evidenz, mangeln? Wie kannst du denn sagen, du müsstest dich igt besinnen, ob du gleichgültige Dinge mehr als Uebel vermeiden sollest? Aber du hast keine solchen Begriffe, sondern diese Dinge kommen dir nicht als gleichgültige, sondern als die grösssten Uebel vor, und jene kommen dir nicht als Uebel, sondern als Dinge vor, die nichts für uns zu bedeuten haben. Denn du hast dich von lange her so gewöhnt. Wo bin ich? In der Schule. Und wer hört mir zu? Ich rede mit Philosophen. Aber gehe ich ausser dieses Lehrzimmer heraus, so finde ich keine Spuren mehr von unsern Grundsätzen. Hinweg heisst es, mit diesem Schulfram, mit diesen Narrenpossen! Da giebt ein Philosoph wider den andern falsche Zeugnis; dort schmarozet ein Philosoph; dort leihet sich ein Philosoph um Geld aus, und auch seine Stimme auf dem Rathhaus ist feil. Wer will doch etwas anders, als was ihm bey dem ersten Anblick gut scheint? Seine dunkeln Begriffe schreyen von innen darauf. Dein Begriff hingegen, den du in der Schule gefasset hast, ist so frostig und blöde, als wenn er aus leeren Worten bestünde oder an einem Hargen hienge. So nimm doch einmal deiner wahr, daß du Stärke anwendest, daß du deine Grundsätze befolgest, und dich ohne Unterlaß durch Handlungen übest: Wie hörest

rest du es an, wenn man dir kömmt zu sagen, nicht etwan dein Sohn sey gestorben; denn woher nähmest du Muth, dieses zu ertragen? sondern nur, dein Del sey ausgeschüttet, dein Wein sey dir ausgetrunken worden? Auf eine solche Art, daß einer, der dich betrachtet, wie du darüber lernest und volterst, nichts anders sagen könnte, als: Mein Herr Philosoph, du hast in der Schule eine ganz andere Sprache geführt. Warum betriegst du uns? Warum nennest du dich einen Mensch, wenn du ein Wurm bist? Ich möchte wol einen dieser Herren beobachten, wenn er bey einer Matresse ist, um zu sehen, wie er da in Hiz gerath, was für Worte er da fallen läßt, ob er da auch an seinen Namen und an die Reden denkt, die er sonst hört und liest und selbst hält.

Was gehet aber dieses die Freyheit an? -- Gerade diß geht sie an, so sehr als immer etwas, ihr möget es glauben oder nicht, ihr reichen Herren. -- Wen kannst du zum Beweistum dessen anführen? -- Wen, als gerade euch selbst, die ihr unter einem grossen und strengen Herrn stehet, und ganz nach seinem Wink und Gebote lebet; die ihr, wenn er einem von euch nur einen sauern Blick giebt sogleich in Ohnmacht sinket; die ihr Greisen und Matronen Aufwart machet, und so oft saget: Ich kann dieß oder jenes nicht thun, es ist mir nicht erlaubt. Warum nicht erlaubt? Widersprachest du mir nicht so eben und sagtest, du wärest frey? -- Aprulla hat es mir verboten. -- So rede denn die Wahrheit, Knecht, und entlauf deinem Herrn nicht, und verleugne ihn nicht, und
unter

untersehe d
nennen, da
an dir kö
irgendwem
handeln, d
die Stärke
nachhang
verdienen;
gewißerma
wol dir da
den, der d
rest, ihnen
Bresante m
wie ein Kn
und dich for
ob es nicht
der du um
Ehrenstü
de küßst,
Leute küß
teulich in
würde ein
rathlos er
get bist, n
Theil wü
Fellius G
seinen E
weiß, wo
nach, sein
verblendet

Nun,
Das wollte

unterstehe dich nicht, dich einen Freigelassenen zu nennen, da du so viel Merkmale der Knechtschaft an dir hast. Ein Mensch, den die Liebe nöthiget, irgendworum seinem eigenen Urtheil zuwiderzuhandeln, der wol einsteht, was besser wäre, aber die Stärke von sich nicht erhalten kann, demselben nachzuhängen, möchte noch eher einige Nachsicht verdienen; denn den beherrschet eine gewaltige, gewissermaßen göttliche Macht. Aber wer wird wol dir das Wort reden, oder dich erträglich finden, der du alte Mütterchen und Greisen carestierest, ihnen die Nase wischest, sie waschest, ihnen Presente machest, in Krankheiten ihrer wartest, wie ein Knecht; zugleich aber ihren Tod wünschest, und dich sorgfältig bey den Aerzten erkundigest, ob es nicht zum Sterben gelte? Oder auch dich, der du um jener hohen Würden und ansehnlichen Ehrenstellen willen anderer Leute Knechten die Hände küssest, so daß du nicht einmal ein Knecht freyer Leute bist? Alsdenn trittest du mir doch so gravitetisch in deiner Generalwürde, in deiner Consulwürde einher. Ich weiß nicht wie du den Generalsstab erhalten hast, wie du zum Consulat gelangt bist, wer es dir gegeben hat. Ich für mein Theil wünschte mir nicht zu leben, wenn ich von Felicios Günst leben und seine Hoheitsmine und seinen Sclavenstolz ausstehen sollte. Denn ich weiß, was ein Knecht ist, der seiner Meinung nach, sein Glück gemachet hat, und davon ganz verblendet und bethöret ist.

Nun, so sage mir, bist denn du frey? - -
Das wollte ich, beyhm Himmel, recht gerne seyn,
und

und das ist der Wunsch meines Herzens. Aber ich kann den Herren noch nicht frisch in die Augen schauen, ich halte noch zuviel auf meinem Leib, ich hielte es für weiß nicht was werth, daß er ungelähmt wäre, da er denn doch nichtsdestominder gelähmt ist. Ich kann dir aber doch einen freyen Menschen aufweisen, damit du nicht weiter nach einem Exempel fragen dürfest. Diogenes war frey. -- Woher war ers? -- Nicht daß er von Freyen hergestammet hätte, (denn von solchen hat er wirklich nicht hergestammet,) sondern weil er es selbst war, weil er alle Handhaben, wobey man ihn hätte fassen und in die Knechtschaft ziehen können, abgethan, und keinen Weg übrig gelassen hat, wo ihm jemand hätte beykommen, ihn anfassen, und zum Knecht nehmen können. Er hatte alles so, daß er sich alle Augenblicke davon los machen könnte; alles so, daß es nur ganz leicht und flüchtig an ihm hieng. Hättest du ihn bey seiner Habschaft anfassen wollen, so hätte er eher dieselbe fahren lassen, als daß er dir um derselben willen nachgegangen wäre. Hättest du ihn bey einem Bein angefasst, so hätte er das Bein, hättest du ihn bey dem ganzen Leib, so hätte er den ganzen Leib fahren lassen; auf gleiche Weise hätte er Verwandte, Freunde, Vaterland auch fahren lassen. Denn er wußte, woher er diese Sachen hatte, und von wem und auf welche Bedingungen er sie empfangen hatte. Seine wahren Stammältern, die Götter, und sein eigentliches Vaterland hätte er niemalen verlassen, noch jemandem im Gehorsam und in der Folgsamkeit gegen dieselben das geringste nachgegeben. Es wäre auch
niemand

niemand williger und leichter für das Vaterland gestorben: Denn er suchte niemalen bloß dafür angesehen zu seyn, als ob er etwas um des Ganzen willen thäte, sondern beherzigte immer, daß alle Begegnisse von demselben herrühren und von dem Vaterlande gewirket, und von dem, der dasselbe regiert, geboten werden. Schau, was er selbst sagte, und schrieb: „Es ist dir, Diogenes, aus diesem Grunde erlaubt, dich ganz freymüthig mit dem König von Persien, und mit Archidamas, dem König der Lacedämonier, zu unterreden.“ Warum? weil er von freyen Leuten stammte? Warum konnten denn die Athemenser und Lacedämonier, und Corinthier nicht mit ihnen reden, wie sie wollten? warum waren sie schüchtern, und machten ihnen bloß den Hof? stammten denn die alle von Knechten her? Warum sagt er denn, daß es ihm erlaubt sey: „Weil ich den Leib nicht unter meine Güter rechne, weil ich nichts bedarf; weil das mein Gesetz ist und anders nichts.“ Das war es, was ihn frey seyn ließ: Damit du aber nicht meinst, ich könne dir kein Exempel aufweisen, als eines solchen Mannes, dem seine Umstände keine Hindernissen noch Zwang machten, der weder Weib noch Kinder, weder Vaterland noch Freunde noch Verwandte hatte, von denen er hätte können gerühret und zurückgehalten werden; so nimm den Socrates und schau da einen Mann, der Weib und Kinder hatte, aber als fremde Dinge; der ein Vaterland, der Freunde und Verwandte hatte, aber nur so lange er sollte, und wie er sollte; einen Mann, der dieß alles dem Gesetz unterwarf, dem der Gehorsam gegen dasselbe

über alles war. Darum war er auch, wenn er Kriegsdienste thun mußte, der erste, der auszog, und wagte sich in die grösssten Gefahren. Da er hingegen von den Tyrannen befehligt war, gegen den Leon zu marschieren, fand er, daß dies schändlich wäre, und berathschlugte deswegen nur nicht, ob er gehen sollte; obwol er wußte, daß ihm der Ungehorsam leicht den Kopf kosten dürfte. Was fragte er darnach? Denn er wollte etwas anders retten, nicht das Fleisch, sondern die Treue, die Rechtschaffenheit. An diese kann niemand Hand anlegen, niemand kann die unterwürfig machen. Und wie betrug er sich, als er nachwärts vor den Richtern, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, seine Schutzrede hielt? Hat er wehmüthig, als ein Mann, der Weib und Kinder hat, um das Leben? Wie betrug er sich, da er izt das Gift trinken mußte? Wie, da er sich hätte salbieren können, und Crito zu ihm sagte: Geh um deiner Kinder willen. Was sagte er dazu? Sah er das, als ein sonderbares Glück an, das er mit beyden Händen ergreifen mußte? Ey wol nicht, sondern er sahe nur auf das Anständige und Schikliche, alles andere achtete er nicht, rechnete er nirgendhin: Denn ich will nicht den Körper erretten, sagte er, sondern dasjenige, was durch Gerechtigkeit erhalten und verstärket, durch Ungerechtigkeit hingegen verringert und verderbet wird. „Ein Socrates rettet sein Leben durch keine Niederträchtigkeit: Er, der seine Stimme zu einer ungerechten Sache nicht gab, wenn gleich die ganze Republik es befahl: Er, der sich nichts aus den Tyrannen machte, der so vortrefliche Unterredungen

gen über
Schönen
Leben
schlechter
sich, nicht
Namen re
Zeit die
spielt. --
hen? --
würdet ih
niemand
dre? --
wie er dar
an seiner
demenfret
tung begab
ich mein
schen nicht
bin ich n
uns davo
enges Le
wie hätte
Wenn m
Menschen
ten wie es
nen, daß
wie hätte
schaft ja,
hat, das
ben geredet
nennern,
Solche
Grundsätze

gen über die Tugend und Liebe des moralischen Schönen gehalten hat; daß ein solcher Mann sein Leben auf eine schimpfliche Weise rette, das geht schlechterdings nicht an: Durch Sterben rettet er sich, nicht durch Flucht. Denn auch ein guter Acteur rettet seinen Ruf besser, wenn er zu rechter Zeit die Bühne verläßt, als wenn er allzulange spielt. -- „Wie wird es aber deinen Kindern gehen? -- „Wenn ich nach Thessalien verreisete, so würdet ihr Sorge für sie tragen. Sollte es denn wol niemand thun, wenn ich izt in die Unterwelt wandre? „Schau, wie er den Tod so artig beschreibt, wie er darüber spasset! Wären hingegen ich und du an seiner Stelle gewesen, wir hätten in aller Form demonstrieret, man müsse die Ungerechten mit Betrug bezahlen; wir hätten noch hinzugefügt, wenn ich mein Leben rette, werde ich noch vielen Menschen nützlich seyn, wenn ich hingegen sterbe, so bin ich niemandem mehr nütze; und so hätten wir uns davon gemachet, wenn wir auch durch ein enges Loch hätten herauskriechen müssen. Und wie hätten wir denn jemanden Nutzen geschaffet? Wenn wir je im Stande gewesen wären, die Menschen etwas recht nütliches zu lehren, so hätten wir es ja gerade dadurch am besten thun können, daß wir der Zeit und auf die Weise, als wir hätten sollen, gestorben wären. Auch izt schaffst ja, obwol Socrates das Sterben gewählt hat, das Gedächtnis alles dessen, was er im Leben geredet und gethan hat, den Menschen nicht wenigern, ja wol desto größern Nutzen.

Solche Sachen studiere; solche Begriffe, solche Grundsätze präge dir ein; in dergleichen Mustern

erspiegle dich, wenn du willst frey seyn, wenn du nach diesem Stande ein so grosses Verlangen hast, als er es werth ist. Und warum sollte es dich bestremden, daß du einen so wichtigen Stand so hoch und theuer erkaufen sollest? Um der so genannten vermeinten Freyheit willen erhängen sich ja wol einige Leute, andere stürzen sich, und ganze Staaten haben sich um ihretwillen zu Grunde gerichtet: Und du wolltest um der wahren, um der sichern, um derjenigen Freyheit willen, gegen welche sich keine feindlichen Anschläge machen lassen, nicht zurückgeben, wenn Gott dir absodert, was er dir gegeben hat? Du wolltest nicht darauf studieren, daß du, wie Plato sagt, nicht nur tapfer sterben, sondern auch Streiche, Marter und Verbannung ausstehen, mit einem Wort, alles, was nicht dein eigen ist, zurückgeben könntest: So magst du auch ein Knecht wie ein andrer deines gleichen bleiben, wenn du auch hundertmal Bürgermeister würdest; ein Knecht, und anders nichts, wenn du auch in den kaiserlichen Palast emporstiegest. Du wirst inne werden, wie wahr es ist, was Cleanthes spricht, daß die Philosophen zwar viele Sachen sagen, die wider die Wahrscheinlichkeit, aber nicht wider die Vernunft sind. Denn du wirst es in der That erfahren, daß es Wahrheiten sind, und daß keines der Dinge, die man so groß achtet, und warum man sich so viele Mühe giebt, denen, die wirklich dazu gelanget sind, einigen Nutzen bringt. Und doch machen sich die, so noch nicht dazu gelanget sind, die Vorstellung, als wenn sie im Besitz aller Güter seyn würden, wenn sie nur jener Dinge habhaft wären. Hernach aber, wenn sie dersel-

verfallen
Brunst
wieder
mangeln.
Erklärung
zumegang
gang gel
hierauf a
auf jene
schlafen,
zu erw
che, auf
sorgen der
viel sehen,
lösen; da
wieder we
Glaube d
eheliche

U
weder d
Nicht nehm
ligen Fe
dich nicht
dest du i
ober ein
ich sey ein
günstige U
führen lasse

derselben habhaft geworden, ist noch die gleiche Brunst, noch dasselbige Gelaiß; so ist wieder Ekel, wieder Sehnsucht nach andern Dingen, die noch mangeln. Denn die Freyheit wird nicht durch Erfüllung, sondern durch Zerstörung der Gelüste, zuwegegebracht. Und damit du zur Ueberzeugung gelangest, daß dieses wahr sey, so wende hierauf auch so viel Mühe und Arbeit an, als du auf jene Dinge angewendet hast; sey auch ungeschlafen, um dir die Begriffe, und die Denkensart zu erwerben, die dich frey machen können. Mache, anstatt einem reichen Greisen, einem Philosophen deine Aufwart, vor dessen Thüre laß dich viel sehen. Da wirst du dich ohne Schande sehen lassen; da wirst du nie leer, nie ohne Gewinn wieder weggehen, wenn du kommst, wie man soll. Glaubst du mir nicht, so versuch es. Es ist eine ehrliche Sache um diesen Versuch.

Zwote Rede.

Von der Gefälligkeit.

Ueber diesen Punct must du dich allervorderst in Acht nehmen, daß du dich nach keinem deiner ehemaligen Freunde und Cameraden allzuviel richtest, dich nicht zu desselben Thüre herablasset; sonst würdest du deinen Character verlieren. Wenn dir aber einfallen wollte: Da wird ihn dünken, ich sey ein ungeschliffener steifer Kerl, er wird das günstige Urtheil, so er bisher von mir gefällt, fahren lassen; so erinnere dich, daß man ohne Un-

Toffen zu nichts gelangt, und daß du unmöglich
 noch der vorige seyn, und zugleich anders, als
 ehebevor, handeln kannst. So erwähle denn,
 welches du lieber wollest, deinen ehemaligen Freun-
 den noch gleich lieb, und noch der alte seyn; oder
 besser geworden seyn, und manches, was du vor-
 her genossen, entbehren. Wenn dieses besser für
 dich ist, so mußt du dich sofort auf diese Seite
 neigen, und dich durch keine andern Gedanken
 zurückziehen lassen. Denn wer sich unter zwey so
 verschiedene Geschäfte theilt, und zwischen beyden
 hin und her wankt, kann in keinem recht fortkom-
 men. Hat dir dieß den Vorzug vor allem andern,
 willst du dem einzig und allein obliegen, und da-
 rinn arbeiten, so setze alles andere beyseite. Sonst
 wird dir dein Wanken und Wechseln dieß nach sich
 ziehen: Du wirst weder in der Weisheit zunehmen,
 noch zu denen Sachen gelangen, welche du ehedef-
 sen gehabt hast: Ehedessen, da du von ganzem Her-
 zen nichtswürdigen Dingen nachhingest, warest
 du deiner Gesellschaft angenehm. Allein du kannst
 nun nicht in zwo entgegenstehenden Sachen aus-
 nehmend seyn: Du mußt nothwendig in der einen
 gerade um so viel zu kurz kommen, als du von
 der andern besitzt. Wenn du nicht mehr trinkst,
 so kannst du nicht noch gleich ein lieber Bruder
 deren seyn, mit denen du vordem trankest. Er-
 wähle deswegen, ob du lieber wollest ein Säu-
 fer, und jenen lieb; oder nüchtern und ihnen nicht
 anständig seyn. Wenn du nicht mehr singest mit
 denen Gesellen, mit welchen du vordem sangest,
 so kannst du nicht noch gleich viel bey ihnen gel-
 ten. Du mußt hiemit auch hierinn erwählen, was
 du

du lieber
 du nicht
 die über
 les ande
 ten, un
 die über
 Gegent
 Weichlin
 führt,
 Denn h
 zer zu
 sen sich
 nicht zug
 spielen.
 du künftl
 hingegen
 groß und
 haben,

So ba
 so ten sog
 die an d
 von groß
 mehr, ic
 wenn du
 eines Sch
 des, eine
 die nötig

du lieber wollest. Denn wenn es besser ist, daß du züchtig und wolgesittet seyest, als daß es vor dir heiße: Das ist ein lustiger Bruder! so laß alles andere fahren, verachte es, lehr ihm den Rücken, und habe nichts damit zu schaffen. Wenn dir aber jenes nicht gefallen will, so falle auf das Gegentheil, lauf mit den Ehebrechern, mit den Weichlingen, und thu was ihre Lebensart mit sich führt, so wirst du erhalten, was du verlangst. Denn hüpf in alle Höhe, und jauchze dem Tänzer zu. Zwo so verschiedene Rollen hingegen lassen sich nicht mit einander vereinigen. Du kannst nicht zugleich den Therites und den Agamemnon spielen. Wenn du Therites seyn willst, so mußt du bullicht, und ein Glazkopf seyn. Wenn du hingegen Agamemnon seyn willst, so mußt du groß und schön seyn, und deine Untergebenen lieb haben.

Dritte Rede.

Von dem vernünftigen Tausche.

So bald du eines der äussern Dinge aufgibst, so sey sogleich mit dem Gedanken gefaßt, was du dir an dessen statt verschaffest; und wenn dieses von grösserm Werth ist, als jenes, so sage nicht mehr, ich habe etwas eingebüßet; und klage nicht, wenn du anstatt eines Esels, ein Pferd; anstatt eines Schaafes, ein Kind; anstatt eines Stül Geldes, eine schöne That; anstatt schalen Geplauders, die nöthige Stille; anstatt garstigen Geschwäzes,

Schamhaftigkeit hast. Wenn du hieran bey allen Anlässen denkst, so wirst du deinen Character allezeit würdig behaupten. Läßest du das aus der Acht, siehe, so geht dir alle deine Zeit verloren, und du wirst alles, was du dir igt sammelst, in kurzem wieder zerrinnen und zerfallen lassen. Es braucht nicht viel, um alles wieder zu verlieren, und übern Haufen zu werfen: Man darf nur ein wenig die Vernunft spazieren schiken. Ein Steuermann braucht nicht so viel Kunst und Anstalt, das Schiff unterübersich zu lehren, als es zu retten. Er darf es nur ein wenig gerade dem Winde entgegen stehen lassen, so ist es verloren. Es ist freylich nicht mit Fleiß geschehen, er hat freylich unterdeß etwas anders im Kopf gehabt, aber nichts destominder ist das Schiff verloren. So geht es da auch. Wenn du nur ein wenig schlummerst, so fährt alles dahin, was bisher zusammengebracht worden: Derowegen habe Acht auf deine Vorstellungen, wache denselben. Denn es ist keine Kleinigkeit, was du bewahrest; sondern es ist Liebe der Ordnung, Schamhaftigkeit, Treue, Standhaftigkeit, Folgsamkeit; ein Herz, das sich nichts fürchtet, das nie verunruhiget wird, mit einem Wort, es ist Freyheit. Um was für Dinge sollte dir diese feil seyn? Schau, was andere Dinge werth sind. Werde ich nicht um den Preis, daß ich sie fahren lasse, wirklich eines von jenen wahren Gütern erlangen? Schau hergegen, was hast du für den Preis, daß du ein wahres Gut hingiebst, du magst nun von andern Dingen erlangen, was du willst. Ich habe gute Sitten, du eine Zunftmeisterwürde. Ich zartes Gefühl für
Ehre

Ehre und Tugend, du eine Feldherrenstelle. Freylich mache ich kein grosses Geschrey, wo es unanständig ist; freylich werde ich keinen Lärm erregen, wo es sich nicht gebührt; denn ich bin frey, und dergestalt Gottes Freund, daß ich ihm überall willige Folge leiste. Auf alle andern Dinge hingegen, auf den Leib, auf Habschaft, auf Würden, auf Ruhm, auf alles dergleichen, soll ich Verzicht thun. Denn er will nicht, daß ich hierauf einigen Anspruch mache. Hätte er das wollen, so hätte er gemachet, daß diese Dinge Güter für mich wären: Nun aber hat er das nicht gemachet. Derowegen kann ich keines seiner Gebote übertreten. „Bewahre, (spricht er) durchaus, was für dich ein wahres Gut ist. Mit andern Dingen hergegen gieb dich weiter nicht ab, als die vergönnt ist, und nur so weit als sich darinne vernünftig verfahren läßt. Daran laß dir schon genügen: sonst wirst du Widerwärtigkeiten, Fehlstreiche, Zwang und Hinternissen erfahren.“ Dieses sind die Gesetze, die von seinem Thron ausgefertigt worden, dieses seine Befehle. In diesen muß man ein Rechtsgelehrter seyn, denen muß man sich unterziehen, nicht dem Gesetzbuche eines Mascarius oder Casius.

 Vierte Rede.

An diejenigen, die ihr Leben nur in Ruhe und Stille zubringen wollen.

Besinne dich, daß man durch Sehnsucht nach Stille und Muße, durch Sehnsucht in der Fremde zu seyn, und ungestört studiren zu können, ebensowol niederträchtig und von andern abhängig wird, als durch Sehnsucht nach Würde und Reichtum. Ein jedes äusseres Ding, welches es immer sey, dem du einen hohen Werth beylegest, setzt dich unter andere herab. Was ist der Unterschied, ob du wünschest eine Standesperson, oder ein Privatmann zu seyn? Was ist der Unterschied, ob du sagest: ich habe es schlimm, es fallen mir auch gar keine Geschäfte vor, ich bin wie ein Todter bey meinen Büchern begraben; oder ob du sagest: Ich habe es schlimm, es bleibt mir auch gar keine Zeit zum Lesen übrig? Denn Bücher gehören ebensowol in die Classe der äussern Dinge, die nicht von unserm Willen abhängen, als hoher Rang und Würde. Oder, warum wünschest du zu lesen, sage mir? Wenn du bey der blossen Belustigung, bey der blossen Befriedigung der Wisbegierde stehen bleibest, so hast du ein frostiges, armseliges Gemüth. Wenn hingegen dein Lesen auf den rechten Zweck abgesehen ist, so wirst du ja nichts anders, als Glückseligkeit, und erwünschten Fortgang aller deiner Sachen dadurch suchen. Wenn dir aber das Lesen dieses nichts verschafft, was hast du für Nutzen davon? -- Ja, eben dieses verschafft

schafft es mir, und eben deswegen bin ich ungehalten darüber, daß mir so wenig Zeit zum Lesen übrig bleibt. -- Wie? ist das der erwünschte Fortgang der Sachen, den ein jeder hintern kann; ich will nicht einmal sagen, der Cäsar oder ein Favorit des Cäsars, sondern den so gar ein Kabe, ein Flötenspieler, ein Fieber und tausend andere Sachen hintern können? Der erwünschte Fortgang, diese wahre Glückseligkeit ist ganz was anders; sie ist etwas fortdauerndes, etwas das nicht zu hintern ist. Man ruft zu irgend einem Geschäft: Sogleich gehe ich, und will dabey auf die Maßregeln Acht haben, wonach ich handeln soll, die mir schamhaft, sicher, ohne Begierde und Abscheu in Ansehung äußerer Dinge zu handeln vorschreiben: Daneben habe ich auch auf die Menschen Acht, was sie reden, wohin sich ihr Willen lenke; und dieß thu ich nicht bössartiger Weise, oder damit ich etwas zu schelten oder zu verlachen finde, sondern mit Rücksicht auf mich selbst, ob ich nicht ebendieselbigen Fehler begehe. Wie ist es anzugreifen (sage ich mir selbst) daß ich dieses Fehlers los werde? (Oder ich darf mir etwan sagen:) Neulich machte ich es auch noch so, aber izt, Dank sey Gott! nicht mehr. Ey, wenn du das thust, und dem obliegest, hast du wol etwas schlechteres gethan, als wenn du tausend Linien gelesen oder so viel geschrieben hättest? Wenn du issest, bist du verdrießlich, daß du alsdenn nicht liesest? Bist du nicht zu frieden, wenn du dich im Essen nach den Regeln, die du gelesen hast, verhältst? und so auch, wenn du im Bade bist, wenn du Leibesübungen machest? Warum bleibst du denn

denn dir selbst nicht in allen Fällen gleich, auch wenn du dem Cäsar oder dem und diesem Herrn Besuch giebst? Würdest du den Character eines Besetzten, eines Unerschütterten, eines Gemäßigten behaupten; würdest du mehr auf das schauen, was sich ordentlich zuträgt, als dich selbst spiegeln wollen; würdest du niemand beneiden, der dir vorgezogen wird; würden dich keine äussern Dinge bestürzen; was würde dir wol alsdenn noch fehlen? Bücher? Wie so, oder wozu? Ist denn das Lesen nicht eine Vorbereitung zu einer guten Führung des Lebens? Und was gehört wol anders hiezu, als diese ebengenannten Stücke? Du mahnest mich an einen Kämpfer, der, wenn er izt den Kampfplatz betritt, weinen wollte, daß er nicht ausser den Schranken seine Vorübungen machet. Du hast die Vorübungen zu diesem Ende hin gemacht, zu diesem Ende hast du vordem den Schwung deiner Faust so oft mit Bleikugeln verstärkt, so manche Handvoll Staub geworfen, so manchen Jüngling dir zum Gegner gewählt. Willst du diese Sachen auch izt noch verlangen, da es izt darum zu thun ist, daß du dich als Meister in deiner Kunst zeigen sollest? Gerade so wäre es, wenn wir in dem Falle, da wir ein Urtheil fällen sollten, und mit Vorstellungen zu thun haben, deren die einen begreiflich, die andern unbegreiflich sind, den Unterschied derselben nicht erforschen, sondern erst noch ein Buch von der Begreiflichkeit lesen wollten. Woher kömmt das? Daher, weil wir nie in dieser Absicht gelesen, nie in dieser Absicht geschrieben haben, daß wir in unsern Handlungen mit den vorkommenden Bildern der Natur gemäß umzugehen wissen,

wissen; sondern dabey aufhören, daß wir das Lehrbuch verstehen, und im Stand sind, es andern auszulegen, einen Syllogisme zu zergliedern und einen hypothetischen Schluß zu behandeln. Darum findest du gerade darinn, wonach du mit Ernst strebest, Hinternissen. Du willst Dinge, die schlechterdings nicht in deiner Gewalt stehen. So erfahre denn immerhin Widerstand, schleppe dich mit Hinternissen, verfehle deines Ziels. Würden wir hergegen das Capitel von den Trieben und von den Bestimmungen des Willens nicht so fast deswegen lesen, damit wir sähen, was die Philosophen hierüber zu sagen wissen, als in der Absicht, daß wir unsere Triebe gut lenkten, und unsern Willen vernünftig bestimmten; würden wir das Capitel von der Begierde und von dem Abscheu in der Absicht lesen, daß wir uns keine Begierde nach Dingen erlaubten, die uns fehlschlagen könnten, und keinen Abscheu vor Dingen gestatteten, die unvermeidlich wären; würden wir das Capitel von den Pflichten lesen, damit wir unsrer Beziehungen eingedenk, niemals unbesonnen und irgend einer Verhältniß zuwider handelten, -- so würden wir wol nie böse werden, wenn man uns etwan am Lesen verhintert, sondern uns genügen lassen, daß wir allezeit eine einförmige mit sich selbst übereinstimmende Ausführung zeigen, und würden etwas anders zählen, als was wir bisdahin zu zählen im Brauch gehabt haben: Anstatt, heute habe ich so viele Linten gelesen, so viele geschrieben; würden wir aufzählen, heute habe ich meinen Willen so bestimmt, wie es von den Philosophen vorgeschrieben wird; ich habe mir keine Begierde erlaubt, Abscheu

Abscheu habe ich mir nur gegen solche Dinge gestatt^{et}, die von meinem freyen Willen abhängen; ich bin über den oder diesen in keine Bestürzung gerathen, ich habe mir von dem oder diesem keine blöde Schame einzujagen lassen, ich habe mich in der Gedult, in der Enthalt^samkeit, in der Dienstfertigkeit geübet; und so würden wir Gott für Dinge danken, die Dankens werth sind. Hingegen nehmen wir es nicht einmal wahr, daß wir in unserm gegenwärtigen Verhalten, obwol von der andern Seite, dem Pöbel gleichen. Dort fürchtet einer, er erhalte eine hohe Bedienung nicht; du hingegen fürchtest, man gebe dir eine solche. Nicht doch also, Mensch, sondern wie du jenen wegen seines Kammers, daß er die Ehrenstelle nicht erhalten möchte, auslachest; so lache auch dich selbst aus, daß du wegen des Gegentheils in Kummer bist. Denn daran liegt nichts, ob einer aus Zieher dürste, oder aus Wuth wasserscheu sey. Oder wie könntest du noch mit Socrates sagen: Wenn es Gott gefällt, daß es also komme, so komme es also! Wenn Socrates voller Begierde gewesen wäre, im Lycäum oder in der Academie Musse zu haben, und alle Tage mit jungen Leuten philosophische Gespräche zu halten; meinst du wol, es wäre ihn leicht angekommen, so oft Kriegsdienste zu thun, als er gethan hat? Hätte er nicht vielmehr geweinet und geseufzet: Ich armer Tropf! was ich hier für ein elendes armseliges Leben habe, der ich dort im Lycäum an der Sonne hätte spazieren können! -- Machtest du denn davon ein Werk, daß du an der Sonne spaziertest? Nicht davon, daß du immer erpönschten Fortgang habest, daß dir nichts

nichts könne verwehrt, nichts verhindert werden? -- Und wie wäre er Socrates geblieben, wenn er also getammert hätte? Wie hätte er im Gefängnis Páanen schreiben können!

Behalte also überhaupt dieses; so bald du etwas, das nicht von deinem Willen abhängt, hoch schätze, hast du deinen Willen nicht mehr. Nun hängt es eben so wenig von deinem Willen ab, daß dir keine Ehrenstelle aufgetragen werde, als daß du in eine solche befördert werdest; daß du in Ruhe und Muße lebest eben so wenig, als daß dir viele Geschäfte an die Hand wachsen. -- Muß ich denn nun mein Leben in diesem Getümmel zubringen? -- Warum sagst du, in einem Getümmel? -- Ich bin ja unter einem Haufen Leute. -- Was ist das beschwerliches? Laß dir seyn, es seyen die olympischen Spiele, siehe es für einen Jahrmarkt an, wo auch der eine dieß, der andere das ausruft, der eine dieß, der andere das betreibt, und einer den andern drängt. In den Badhäusern ist auch die Menge Volkes; und welcher unter uns siehet diese Menge Leute nicht gern? Wem macht sie eine Qual, die ihn wegtriebe? Sey nur nicht mürrisch und ekel gegen die natürlichen Beschaffenheiten und Zufälle. Wenn du sagtest: Ich kann den Esig nicht leiden, denn er ist scharf; oder ich kann den Honig nicht leiden, denn er macht mir übel; oder, ich bedanke mich des Köhles, so wäre es von gleichem Schlage, als wie wenn du sagst: Ich habe nicht gern müßige Zeit, das wäre mir Langeweile und Einöde. Ich bin nicht gern unter einer Menge Volk, es ist ein Getümmel: Wenn

es die Umstände so mitbringen, daß du einsam oder in einer kleinen Gesellschaft lebest, so nenne es eine Stille, und brauche sie, wozu du sollst. Rede mit dir selbst, mustere deine Vorstellungen, bearbeite deine Grundbegriffe. Führet dich hingegen dein Schicksal unter viel Volk, so nenne es einen Kampfplatz, einen Fahrmarkt, eine Landsgemeine, ein Fest: Bemühe dich, das Fest mitzuhalten. Denn einem Menschenfreund ist doch wol eine Menge Menschen das angenehmste Schauspiel. Wir schauen eine Heerde Pferde oder Kinder gern, und es ist uns eine Freude im Herzen, eine grosse Menge Schiffe zu sehen. Und wer sieht denn auch eine Menge Leute mit Unlust? -- Aber sie machen mir grosse Ungelegenheit mit ihrem Geschrey. -- Dein Gehör wird hiemit verhindert? Was liegt dir daran? Wird denn auch dein Vermögen, die Vorstellungen recht zu gebrauchen, verhindert? Wird dir auch jemand verwehren, solche Begierde und Abscheu zu haben, so zu wollen oder nicht zu wollen, wie es der Natur der Dinge gemäß ist? Welches Getümmel wäre hiezu vermögend. Behalte nur jene allgemeinen Regeln. Was ist mein? was ist nicht mein? Was ist in meine Gewalt gestellt? Was will Gott, daß ich igt thue? Was will er nicht? Vor etwas Zeit hat er wollen, daß du Musse habest, mit dir selbst redest, über diese Sachen schreibest, lesest, hörest, dich bereit machest. Dazu hast du Zeit genug gehabt. Izt sagt er dir: Komm her, zeig dich nun auf dem Kampfplatz; laß uns sehen, was du gelernt habest, wie du dich getummelt habest? Wie lange willst du dich einsam üben? Es ist Zeit, daß du nunmehr

einmal

einmal er
tählen dür
ob du
ziehen, m
bit du d
ohne Ver
die ihre
Meister
viele S
wollte f
Sinn, so
Denn n
hat, un
harter ge
Stage un
immer W
versteht
seyn? -
hat m
die Be
allein
Willen
für Ke
und G
gleichg
einer di
Knecht
kannst
ander
Gebet

Wo in
Do

einmal erfahrest, ob du dich unter die Kämpfer zählen dürfest, die Preise zu erwerben wissen; oder ob du zu denen gehörest, die in der Welt herumziehen, und an allen Orten untenliegen. Warum bist du denn ungehalten? Es geht kein Kampf ohne Getümmel zu. Es müssen allemal viele seyn, die ihre Vorübungen gemacht haben, und igt ihre Meisterstücke zeigen wollen, viele, die zuzuschauen, viele Schiedrichter, viele Zuschauer. -- Aber ich wollte für mein Theil lieber in der Stille leben. -- Nun, so jammere und seufze, wie du es verdienst. Denn wie könnte wol einer, der nichts gelernt hat, und den göttlichen Geboten nicht gehorcht, härter gestraft seyn, als wenn er in Betrübniß, in Klage und Neid lebt; mit einem Wort, wenn er immer Widerwärtigkeit hat, immer seines Ziels verfehlt. Wünschtest du nicht hievon entlediget zu seyn? -- Wie kann ich mich davon entledigen? -- Hat man es dir nicht schon oft gesagt? Du mußt die Begierde gänzlich aufheben, den Abscheu nur allein gegen solche Dinge richten, die von deinem Willen abhängen; du mußt für alle äussern Dinge, für Leib und Habschaft, und Ruhm, und Bücher, und Geräusch, und Ehrenämter, und Privatstand gleichgültig seyn. Denn so bald du nach irgend einer dieser Sachen einen Hang hast, so bist du ein Knecht, ein Untertan, es kann dir verwehrt, du kannst gezwungen werden, und du stehest ganz unter andrer Leute Gewalt. Du mußt allezeit mit dem Gebet Cleanths gefaßt seyn:

Wo immer meine Stell', o Zeus, und weise Parze,
Von euch bestimmt sey, führet mich zc.

E e

Wollet

Wollet ihr, daß ich nach Rom gehe? Wolan, so gehe ich nach Rom. Nach Gyara? so sey es, ich gehe nach Gyara. Nach Athen? Gut, ich will nach Athen. In ein Gefängnis? Zufrieden gehe ich auch in ein Gefängnis. Wenn du nur einmal sagen wolltest: Ach, wenn komme ich auch wieder einmal nach Athen? so bist du verloren. Denn da würde dich diese Begierde nothwendiger Weise entweder unglücklich machen, wenn sie dir nicht erfüllt wird; oder wird sie dir erfüllt dich stolz auf Dinge machen, womit man ntemal groß thun soll; oder auch, wenn du nur an Erfüllung deines Wunsches gehintert wirst, dich verdrießlich und über deine Umstände unwillig machen. Begieb dich derowegen aller dieser Dinge. -- Athen ist doch eine so feine Stadt! Ein glückseliges Leben ist etwas noch weit feineres: Frey von Passionen, frey von allen Unruhen des Gemüthes, und in allen deinen Sachen von Jedermann unabhängig seyn, das ist wol weit feiner. -- Es giebt viel Geräusch in Rom, da ist des Aufwartens kein Ende. -- Der erwünschte Fortgang deines Hauptwerkes ersetzt dir alle Beschwerlichkeiten. Wenn solche bey diesen Umständen unvermeidlich sind, warum thust du dich des Abscheus davor nicht ab? Was nöthigt dich, daß du deine Last so unwillig, wie ein Esel tragest, auf den man mit Prüßeln zuschlagen muß; willst du dich hingegen in die Umstände nicht schiken lernen, siehe, so mußt du immer dessen Knecht seyn, der dir zu einer Abreise verhelfen, ein gehorsamer Diener eines jeden seyn, der dir Hinternissen machen könnte, und muß ihn wie einen bösen Dämon verehren.

Der

Der einzige Weg zu der wahren Wohlfahrt (das laß dir weder bey Tag noch bey Nacht aus dem Sinne kommen) ist die Verzicht auf alles, was nicht von dem freyen Willen abhängt, daß man keines dieser Dinge für ein Eigentum ansehe, daß man alles dem Dämon, der Göttin des Schicksals anheimstelle, und diejenigen Verwalter desselben seyn lasse, welche Zeus dazu gemachet hat; daß man nur einer einzigen Sache, die unser eigen ist, und uns nicht kann verwehrt werden, obliege, und alles Lesen, Schreiben und Hören nur auf diese richte. Ich kann keinen schon deswegen einen arbeitsamen Mann nennen, wenn ich bloß höre, daß er lieset und schreibt; und wenn man auch hinzufügte, er thue das ganze Nächste durch, so nenne ich ihn doch nicht arbeitsam, wenn ich nicht weiß, zu was Ende ers thut. Du würdest ja keinen arbeitsam nennen, der um eines Mädchens willen die Nacht durchwachtet. Eben so wenig beehre ich einen jeden, der viel lieset und schreibt, so gleich mit diesem Prädicat; sondern wenn er es um des Ruhms willen thut, so nenne ich ihn ruhmbe gierig; wenn er es um Geldes willen thut, so nenne ich ihn geldgierig, nicht arbeitsam; und thut ers aus sonderbarer Lust zum Raisonnieren, so heißt er mir bloß ein Liebhaber der Logik. Wenn aber seine Arbeit auf diesen Endzweck gerichtet ist, daß sich sein oberstes Seelenvermögen durchaus der Natur der Dinge gemäß verhalte, nur alsdenn nenne ich ihn arbeitsam. Denn wir müssen niemanden nach solchen Dingen, die der Weise und der Pöbel mit einander gemein haben, sondern nur nach seinen Begriffen oder Grundsätzen loben

oder tabeln. Denn die sind ihm eigentümlich, und durch die werden die Handlungen rühmlich oder schändlich. Das behalte, und auf diese Grundsätze sey zufrieden mit deinem gegenwärtigen Zustande, und laß dir gefallen, was mit deinen Umständen verknüpft ist. Siehest du von dem, was du gelernt und durchforschet hast, einige Früchte in deinen Thaten, so freue dich darüber. Wenn du dich der Bosheit und Schwähsucht abgethan hast, wenn du deiner Uebereilung, deinem garstigen Reden, deinem Leichtsinne, deiner Nachlässigkeit Abbruch gethan hast; wenn dich die Sachen, die dich vordem gerührt haben, ist nicht mehr, oder doch nicht mehr so stark, als vordem, rühren; so kannst du alle Tage ein Fest feyern: Heute, daß du es in diesem Geschäfte, Morgen, daß du es in einem andern gut gemacht hast. Wie viel grössere Ursache ist da vorhanden, Opfer zu verrichten, als wenn du ein Consulat oder Proconsulat erhalten hättest? Denn jene Sachen erhältst du von dir selbst, und von den Göttern: Denke hingegen, wer dieses giebt, und was für Leuten, und wofür man es giebt. Wenn du dich mit dergleichen Gedanken nehrest, so wirst du Gott gefallen, und was wird denn daran gelegen seyn, wo du sehest? Sind die Götter nicht jedem Ort gleich nahe? Sehen sie nicht, was hier geschieht, so wol, als was an jedem andern Orte begegnet?

Fünfte

Fünfte Rede.

Wider die Zänfischen und Grimmigen.

Ein Ordnung- und Tugendliebender Mann zanket selbst mit niemandem, und wehret es auch andern, so viel er kann. Ein Muster dieses, wie jeden andern rechtschaffenen Verhaltens, liegt uns in dem Leben des Socrates vor Augen, welcher nicht nur für sich den Zank überall ablehnte, sondern auch andere nicht zanken ließ. Siehe beyhm Xenophon in dem Gastmahle, wie vielem Zank er abgeholfen; desgleichen, wie er den Trasmachus, wie er den Polus, wie den Kallikles, wie er sein Weib zu ertragen gewußt, wie sanftmüthig er seinem Sohn begegnet, da derselbe mit allerley Vorwürfen, auf eine sophistische Art wider ihn loszog. Denn er vergaß in keinem einzigen Falle, daß niemand über des andern Vernunft Herr ist; und wollte darum niemals etwas anders, als was sein und in seiner Macht war. Und was war dieß? Nicht, daß sich der oder dieser in der oder dieser Sache der Natur gemäß entschliesse, (denn das lag an ihnen) sondern das wollte er erhalten, daß, wenn jene das ihrige nach ihrem eigenen Gutdunken verrichteten, er nichtsdestomin- der sich selbst der Natur gemäß betrage, und nur allein durch stete Beobachtung seiner Pflichten die andern reize, daß auch sie sich der Natur gemäß verhalten. Denn dieses ist allezeit der Zweck des Ordnung- und Tugendliebenden Mannes. Oder

ist sein Zweck, ein General zu werden? Nein, sondern, wenn ihm eine Generalstelle aufgetragen wird, seine eigene Vernunft in Bearbeitung dieses Stoffs zu behaupten. Ist Verhehlung sein Zweck? Nein, sondern sich, wenn ihm eine Frau beschehrt ist, bey diesem Stoff in einem der Natur gemässen Stande zu erhalten. Wenn er hingegen haben wollte, daß sein Sohn oder sein Weib keine Fehler begehen; so würde er haben wollen, daß das, was an andern liegt, nicht an andern liege. Studieren, sich in der Philosophie unterrichten lassen, ist also wirklich nichts anders, als lernen, was an uns selbst, und was an andern liegt, was eigene und was fremde Beschäftigungen sind. Wo wird nun einer, der so gesinnet ist, noch etwas zu zanken finden? Wird er sich über irgend eine Begebenheit verwundern? Wird ihn etwas befremden? Erwartet er nicht von den Bösen noch schlimmere und beschwerlichere Sachen, als ihm wirklich von ihnen wiederfährt? Rechnet er nicht alles für Gewinn, was sie an der äussersten Bosheit haben ermangeln lassen? Es hat dich einer gescholten. Du weißt ihm noch vielen Dank, daß er dich nicht geschlagen hat. Er hat dich aber auch geschlagen. Du weißt ihm vielen Dank, daß er dich nicht verwundet hat. Er hat dich aber auch verwundet. Du weißt ihm vielen Dank, daß er dich nicht ermordet hat. Denn wenn oder wo hat er je gelernt, daß er ein zahmes, ein gesellschaftliches Thier sey; daß dem, der andere beleidiget, die Beleidigung selbst ein grosser Schade sey. Wenn er das nie gelernt hat, das nicht glaubt, warum sollte er nicht dem anscheinenden Nutzen nachgehen? -- Mein Nachbar
hat

hat mit Steinen drein geworfen. -- Nun das ist ja nicht dein Fehler gewesen. -- Aber indeß hat er alles, was ich im Hause hatte, in Stücke zerschmissen. -- Du bist doch kein Geschirr. -- Nein, sondern freyer Wille. -- Was ist dir denn gegen solche Begegnisse gegeben? Wärest du ein Wolf, so mögest du hinwieder beißen, und noch einen größern Steinhagel machen. Wenn du aber wissen willst, was du, Mensch, dagegen habest, so siehe dich um in deinem Magazin, schaue mit was für Kräften du in die Welt kommen bist. Ist eine darunter, die etwas grimmiges, etwas auf Schaden erpichtes hätte? Wenn ist ein Pferd elend? Wenn es die Kräfte verliert, die es von der Natur empfangen hatte: Nicht, wenn es den Gultuk nicht verspotten, sondern wenn es nicht laufen kann. Wenn achtet man einen Hund für unnüz? Nicht, wenn er nicht fliegen, sondern wenn er nicht aufspühren kann. Also wird wol auch ein Mensch nicht dennzumal unglücklich seyn, wenn er nicht vermag Löwen zu erdroffeln, oder einen Colossen zu umfassen; denn dazu hat ihn die Natur mit keinen Kräften versehen; sondern, wenn er Güte und Treue verloren hat. Einem solchen sollte man ein Leichbegängnis halten, und Klaglieder über ihn singen, daß es ihm so sehr übel gegangen ist. Es ist wahrhaftig bey der Geburt oder bey dem Tode eines Menschen weniger Ursache ihn zu beklagen, als wenn es ihm in seinem Leben begegnet, daß er sein Eigentum verliert; nicht sein Erbtheil, seine Acker, Haus und Hof, und Gesund; (Denn dieser Dinge ist keines dem Menschen eigentümlich), sondern sie sind nur was fremdes

dienstbares und zufälliges, deren Besitz von der Caprice derjenigen, so Eigentumsherrn davon sind, abhängt;) ich sage also, nicht wer dergleichen etwas verliert, sondern der ist zu beklagen, welcher Dinge, die zur Natur des Menschen gehören, das Gepräge der Menschlichkeit, welches seine Seele mit in die Welt gebracht hat, verliert. Wir sehen bey dem Geld auf ein gewisses Gepräge. Finden wir, daß es von solchem ist, so nennen wir es gutes Geld; finden wir es nicht, so nehmen wir es nicht. Was für ein Gepräge hat dieser Grosche? Trajans. Gut, den nehme ich. -- Neron's. -- Weg damit, er gilt nichts, es ist faule Münze. -- So ist es auch mit dem Menschen. Von welchem Gepräge ist seine Denkensart? Von einem zahmen, gesellschaftlichen, vertragsamen, freundschaftlichen. Gut, den nehme ich an, den mache ich zu meinem Mitbürger, den nehme ich zum Nachbar, zum Reisegefährten an. Schau nur, daß er nicht Neron's Gepräge habe. Ist er zornmüthig? trägt er Grollen? ist er mürrisch? schlägt er die Leute, wenn er die geringste Ursache zu haben meint, ins Angesicht? -- Warum hast du denn gesagt, er sey ein Mensch? Urtheilt man denn nur so nach der äusserlichen Gestalt von den Sachen? Wenn das ist, so sage auch von einem wächsernen Apfel, er sey ein Apfel, und schmeke, und rieche, wie ein Apfel. Die Aehnlichkeit der äussern Figur ist nicht genug. Eben so wenig macht das schon einen Menschen aus, daß er Nase und Augen hat; sondern er ist es erst, wenn er einen Menschenverstand und ein Menschenherz hat. Der und der hört die Vernunft nicht, versteht

versteht nichts, wenn man ihn eines Irrthums oder Unrechts überführt. Hiemit ist er ein Esel. Das Gefühl des Schönen und Guten, Schaame, Ehrliche ist bey ihm erstorben, er taugt nichts mehr, und ist eher, ich weiß nicht was, als ein Mensch. Der und der sieht sich so gar darnach um, wo er unterweges gegen einen hintenaus schlagen, oder einen beißen könne. Er ist hiemit nicht einmal ein Schaaf oder Esel, sondern was wol? Ein wildes Thier. --

Wie? Willst du denn, daß ich mir verächtlich begegnen lasse? -- Von was für Leuten? Von denen etwa, die dich kennen? Wie werden diese dem sanften, dem schamhaften, wofür sie dich kennen, verächtlich begegnen? Aber von denen, die dich nicht kennen? Was liegt dir an denen? So wenig, als irgend einem Künstler an denen, die nichts von seiner Kunst verstehen. -- Aber so werden sie nur desto mehr über mich hergerathen. -- Ueber mich? Wie ist das geredet? Kann denn jemand deinem freyen Willen Leid thun? Kann dir jemand verwehren, die vorkommenden Bilder der Natur der Dinge gemäß zu gebrauchen? -- Im geringsten nicht. -- Warum wolltest du denn aufgebracht seyn, und dich andern furchtbar machen? Solltest du nicht eher gehen, und auf offenem Platz ausrufen, daß du mit allen Menschen in Frieden lebest, sie mögen auch thun, was sie wollen, und daß dir niemand lächerlicher sey, als wer sich einbildet, daß er dir Leid thun könnte. Diese Sklaven wissen nicht, was ich bin, wissen nicht, was mich glücklich oder unglücklich machet,

E e 5

wissen

wissen nicht einmal, daß sie zu meinen Gütern nicht kommen können. So verlachen die Einwohner einer festen Stadt ihre Belagerer. Was machen ihnen doch diese Leute da für ein vergebenes Geschäft! Wir haben gute Mauern, wir haben auf Jahre hinaus Lebensmittel, und sind mit allen andern Nothwendigkeiten wol versehen. Das sind die Sachen, wodurch eine Stadt haltbar und unüberwindlich wird. Die Seele des Menschen wird es durch gesunde Begriffe. Denn welche Mauer ist so stark, welcher Körper so demanten, welche Habschaft so sicher verwahrt, welche Würde so sehr über Aufzüge und Cabalen erhoben? Alles überall ist sterblich, und leicht wegzunehmen; und wer sich nur einigermaßen damit abgiebt, muß nothwendig viele Unruhe des Gemüths haben, von mancher Hofnung getäuscht werden, viele Sorgen, viele Klagen haben, manche Begierde unerfüllt, und manchmal hingegen das erfahren, wovor er Abscheu hatte. Wollen wir denn diese einzige Festung, die uns vergönnet ist, nicht haltbar machen? Wollen wir die sterblichen und slavischen Dinge nicht hintansetzen, und uns um die bearbeiten, die unsterblich, und von Natur frey sind? Wollen wir nicht behalten, daß kein Mensch dem andern schadet oder nützt, sondern nur unsere Begriffe von den Sachen solches thun. Die sinds, die uns schädigen; die sinds, die unsere Glückseligkeit übern Haufen werfen, in denen bestehet aller Streit, alle Empörung, aller Krieg. Was war es anders, was den Krieg zwischen Eteocles und Polynices verursacht hat, als der Begriff von unumschränkter Herrschaft, und von dem Zustande eines aus dem

dem Lande verjagten, die Meinung, daß dieß das äusserste Uebel, jenes das grössste Gut wäre. Nun aber ist es die Natur eines jeden Menschen, daß er dem Guten nachhängt, und vor dem Uebel flieht; daß er den, der ihn des Guten beraubt, und in das Uebel stürzt, für einen Feind und Verräther hält, und wenn er auch Bruder oder Sohn oder Vater wäre: Denn es ist uns nichts so nahe verwandt, wie das Gute. Wenn also jene Sachen Güter oder Uebel wären, so würde kein Vater seine Söhne, kein Bruder den Bruder lieben; es würde alles überall voller Feinde, Verräther und Schelmen seyn. Wenn man hingegen einen rechtschaffenen Willen für das einzige Gut, und einen verkehrten Willen für das einzige Uebel hält, wo werden alsdenn Zank und Erbitterungen noch Platz finden? Worüber wollte man noch zanken? Ueber Dinge, die uns nichts angehen? Mit wem? Mit unwissenden, mit unglücklichen, mit Leuten, die über die allerwichtigsten Sachen im Irrtum sind? Dergleichen Gedanken machten, daß Socrates in seinem Hause wohnen, und das rauheste Weib und einen undankbaren Sohn ertragen konnte. „Denn worauf läuft endlich ihr rohes Wesen hinaus? Daß sie mir Wasser über den Kopf gießt, bis sie genug gegossen hat: Daß sie den Eyerluchen mit Füßen tritt. Was geht das mich an, wenn ich mir die Begriffe mache, dieß alles gehe mich nichts an? Und das ist es ja, wovon ich Wert mache: Das will ich, und das wird mir kein Tyrann, kein Despot verwehren; das können ihrer viele dem einzigen, Stärkere dem Schwächeren nicht verwehren. Denn das hat Gott selbst einem jeden

jeden dergestalt in seine Gewalt gegeben, daß uns keine Macht hierinne stören kann. „

Das sind Begriffe, die der Familie Liebe und Freundschaft, dem Staat Eintracht, den Nationen Frieden verschaffen: Begriffe, die uns dankbar gegen Gott, und allezeit guten Muths machen, weil wir alles äußere für fremde Dinge ansehen, denen wir keinen Werth belegen. Allein dergleichen Sachen sind wir wol im Stande zu schreiben, und vorzulesen, und zu loben, wenn man sie uns vorliest; aber uns hievon überzeugen, und zur Ausübung bewegen zu lassen, da fehlt noch viel. Was man von Lacedämoniern gesagt hat,

Löwen in ihrer Stadt, zu Ephes Füchse, wird nur gar zu gut auch auf uns passen: Löwen in der Schule, draussen Füchse.

Sechste Rede.

An diejenigen, denen es wehe thut, daß man sie für mitleidwürdig hält.

Es verdrießt mich, sagte einer, daß man mich für unglücklich ansieht, und mich bemitleidet. Diesen fragte Epictet: Ist es deine Handlung, wenn du bemitleidet wirst; oder deren, die dich bemitleiden? Steht es in deiner Macht, diesem abzubelfen? - - Ja, wenn ich ihnen zeige, daß man keine Ursache habe, Mitleid mit mir zu haben. -- Steht es aber wirklich so um dich, daß
du

du kein Mitleid verdienst? -- Mir dünkt wenigstens, es stehe so um mich. -- Aber diese Leute haben nicht Mitleid über das, was Mitleid verdiente, nicht über Fehler und schlimme Handlungen, sondern über Armuth, niedrigen Stand, Krankheiten, Todesfälle u. d. g. Vertrauest du dir im Stande zu seyn, die Leute zu überführen, daß dieser Dinge keines ein wahres Uebel sey; sondern, daß im Gegentheil auch ein Armer, ein Mann ohne Amt und Rang, glücklich seyn könne? oder vermeinst du, ihr Mitleiden dadurch von dir abzuwenden, wenn du dich als einen Mann zeigst, der großen Reichtum erwirbt, und nach Ehrentellen strebt? Dieß letztere wäre allerdings ein Zeichen eines stolzen, eiteln, nichtswürdigen Sinnes. Und schau, wie du es machen müßtest, um den vornehmen reichen Herrn zu spielen: Du müßtest Knechte haben, und ein wenig Silbergeschirr anschaffen, und damit Gepränge treiben, zwar allezeit mit dem gleichen, aber doch, so viel möglich, einen Anschein geben, als ob es allemal neues wäre, du müßtest schimmernde Kleider, und was weiter zur Pracht dienet, haben, und zu verstehen geben, daß dir von dem und diesem großen Herrn Ehre wiederfährt: Du müßtest dir alle Mühe geben, von ihm zu Gast gebeten zu werden, oder doch die Leute glauben zu machen, daß du oft bey ihm speisest: Du müßtest endlich schändlicher Weise an deinem Leibe künsteln, daß er wolgebildeter und adelicher aussehe, als er ist. Dergleichen Mittel hättest du anzuwenden, wenn du den letztern Weg einschlagen wolltest, zu machen, daß du nicht bemitleidet werdest. Der erstere Weg hingegen ist sehr

sehr lange, es ist an kein Ende zu kommen, wenn du dich nemlich unterfangen wolltest, was Jupiter selbst nicht vermocht hat, alle Menschen zu überreden, welches die wahren Güter und Uebel seyen. Ist es dir gegeben, dieses auszurichten? Nur das ist dir gegeben, daß du dich selbst überredest. Du hast dich selbst noch nicht überredet, und willst dich doch unterfangen, andere zu überzeugen. Wer ist so lange Zeit mit dir umgegangen, als du selbst? Wer hat so viel Fähigkeit, dich etwas glauben zu machen, als gerade du selbst? Wer meint es besser mit dir, als du selbst? Wem liegst du näher an, als dir selbst? Wie kommt es denn, daß du dich selbst noch nicht überredet hast, über alle Bekümmernis, über alle Beunruhigung, über allen Kleinmuth dich wegzusetzen, und frey zu seyn. Hast du nicht gehört, daß der einzige Weg, der zu dieser Gemüthsverfassung führt, dieser ist, alles verlassen, allem entsagen, was nicht von unserm Willen abhängt, und bekennen, daß es fremde Dinge seyen? In welche Classe der Dinge gehören nun die Urtheile, die andere von dir fallen? -- In die Classe der Dinge, die nicht von meinem Willen abhängen. -- Gehen sie dich hiemit nichts an? -- Nein. -- Wenn du dich aber noch hierüber plagst und beunruhigst, wie kannst du denken, daß du die Lehre von den wahren Gütern und Uebeln mit Ueberzeugung angenommen habest?

Willst du denn nicht andere Leute aus dem Sinne schlagen, und selbst dein eigener Lehrer und Schüler werden? „ Die andern mögen zusehen, ob es ihr Vortheil sey, nicht der Natur gemäß zu denken,

denken, und zu wandeln. Mir ist niemand näher, als ich selbst. -- Aber wie kommt denn das? Ich bin schon so lange ein Zuhörer der Philosophen gewesen, ich gebe ihren Lehrsätzen völlig Beyfall, und finde mich doch zur Ausübung um nichts hurtiger oder fertiger. Habe ich denn so wenig natürliche Fähigkeit? Es hat sich doch in allen andern Künsten, zu welcher ich nur Lust hatte, kein Mangel an Genie bey mir geäußert. Ich habe die Schreibkunst, das Kämpfen, die Geometrie, die Syllogistik in kurzer Zeit erlernt. Bin ich denn durch den vernünftigen Unterricht zu keiner Ueberzeugung gelangt? Das Gegentheil, ich wüßte nichts, was mir gerade anfangs so wol gefallen, und mich so sehr eingenommen hätte, wie diese Lehre: auch igt noch lese und höre, und schreibe ich nur stoische Lehrsätze. Ich habe bis auf den heutigen Tag kein System gefunden, das mehrere Stärke und Gründlichkeit hätte. Woran fehlt es mir denn wol? Sind etwa die entgegenstehenden Begriffe noch nicht aus meinem Gemüthe weggeräumt? habe ich mich etwan in den Begriffen, die mir durch den Unterricht beigebracht worden, nicht genug geübet, mich nicht gewöhnt, daß sie mir zu den Handlungen ordentlich einfallen und gegenwärtig seyen? Sind sie etwa wie hingelegte Waffen verrostet, daß sie sich kaum anziehen oder behandeln lassen? Es ist wahr, ich lasse es im Kämpfen, im Schreiben, im Lesen nicht dabey bewenden, daß ich es einmal gelernet habe; ich lasse auch die Einleitung, die man mir zur Syllogistik gegeben hat, nicht liegen, sondern mache mir mancherley Uebungen in logikalischen

lischen Aufgaben, zergliedere Sophismen und hypothetische Schlüsse, und füge sie in andere Schlussarten zusammen. In denen nothwendigen Grundregeln hingegen, nach welchen man zu Werke gehen muß, wenn man sich über allen Kummer, über alle Sorge, über alle Leidenschaft, allen Zwang hinaussetzen, und gänzlich frey werden will, darinne übe ich mich nicht, denen liege ich nicht mit der gehörigen Application ob. Und doch bekümmere ich mich noch darum, was andere Leute von mir halten, ob sie mich für einen würdigen, für einen glüklichen Mann ansehen? Du elender, willst du nicht Acht haben, was du selbst von dir sagest, wie du dir selbst vorkommest, was du sehest im Begreifen und im Urtheilen, was du sehest in der Regierung deiner Begierde und deines Abscheus, was du sehest in Beherrschung deiner Triebe, in deinen Anstalten, in deiner Ausföhrung und in den andern Wirkungen der menschlichen Seele? Aus diesem allem machst du dir nichts, sondern nur daraus, wenn dich andere für mitleidenswürdig ansehen. -- Wol dem, aber, daß sie mich ohne Ursache und über Verdienen bemitleiden! -- Und du kränkst dich denn darüber? Ist denn der, der sich kränkt, nicht Mitleidens werth? -- Ja. -- Wie kannst du denn sagen, man habe keine Ursache, dich zu bemitleiden? Gerade dadurch, daß du über das Mitleid, so man mit dir hat, so sehr empfindlich bist, seztst du dich in einen Zustand, darinn du alles Mitleid verdienst. Was sagt derowegen Antisthenes? Hast du es noch nie gehört? Es ist königlich, o Cyrus, Gutes thun, ungeachtet man Böses von uns

uns sagt
meinen,
nach?
für mich
Mann!
Zieber
eine tra
ist eine
weiter
ich kein
mit m
dieser
aber ich
muß.
die Leute
habe kein
renschelken
und vor
die man
so mich
griffe
Fünge
wa H
meinen
mich de
hen un
ren,
der Be
haupt
Begriffe
kümmer
nötziges
sünde

uns sagt. Mein Kopf ist gesund, und alle Leute meinen, ich habe Kopfwehe. Was frage ich darnach? Ich habe kein Fieber, und sie jammern für mich, als wenn ich ein Fieber hätte. Guter Mann! Du wirst doch auch gar zu lange von dem Fieber geplaget. Da mache ich denn eben auch eine traurige Mine, und sage: In der That, es ist eine langwierige Krankheit. Wie wird es mir weiter gehen? Wie Gott will. Daben aber lache ich heimlich über die Leute, die solche Erbärmden mit mir haben. Was hintert nun, daß ich es in diesen Fällen nicht eben so mache? Ich bin arm, aber ich habe einen gesunden Begriff von der Armuth. Was frage ich denn darnach, wenn mich die Leute der Armuth wegen bemitleiden? Ich habe keine Ehrenstelle, andere hingegen haben Ehrenstellen. Allein ich habe mir von Ehrenstellen und vom Privatstand diejenigen Begriffe gemacht, die man sich davon machen soll. Da mögen die, so mich bemitleiden, zusehen, wie es um ihre Begriffe stehe. Ich für meine Person habe weder Hunger noch Durst, noch Frost; aber weil sie etwa Hunger und Durst nach gewissen Sachen plagt, meinen sie, es gehe mir auch so. Wie soll ich mich denn gegen diese Leute verhalten? Herumgehen und ausrufen: Betrieget euch nicht, ihr Herren, ich befinde mich ganz gut, ich achte weder der Armuth noch des Privatstandes, noch überhaupt irgend einer andern Sache, als gesunder Begriffe. Die habe ich sicher und frey, weiter bekümmere ich mich um nichts. Was für ein unnöthiges Geschwäze wäre das! Wie hätte ich noch gesunde Begriffe, wenn es mir nicht genug wäre,

zu sehn, was ich bin, sondern ängstlich horchte, was die Leute von mir halten? -- Aber andere werden zu mehrerm gelangen, und mir vorgezogen werden. Was könnte vernünftiger sehn, als daß die, so sich grosse Mühe um etwas gegeben haben, gerade in demjenigen einen Vortheil erhalten, warum sie sich Mühe gegeben haben. Sie haben sich um Ehrenstellen Mühe gegeben, du dir um Begriffe: sie um Reichthum, du um den Gebrauch der Vorstellungen. Schau, ob sie in derjenigen Sache einen Vortheil über dich haben, um welche du dir Mühe gegeben hast, welche sie hingegen verabsäumt; ob sie von den natürlichen Maassregeln besser urtheilen, als du; ob sie das Ziel ihrer Begierde gewisser, als du, zutreffen, oder gewisser als du dem Gegenstand ihres Abscheus zu entfliehen wissen; ob sie in der Application auf ein Geschäft; ob sie in Entwürfen, in Lenkung der Triebe weiser und geschickter verfahren, als du; ob sie, als Ehemänner, als Väter, als Söhne und so weiter, nach den übrigen Namen der Beziehungen, ihrer Pflicht besser genugthun, denn du. Darauf schau, und nicht, ob sie zu Ehrenstellen gelangt seyen. Willst du die Sache nicht sagen, wie sie an ihr selbst ist? Du thust nichts, um zu Ehrenstellen zu gelangen, sie hingegen thun dafür alles. Es ist demnach höchstunvernünftig daß einer, der allen Fleiß auf etwas wendet, weniger ausrichte, als der, so sich nichts darum bekümmert. Aber, ich dünkte doch, weil ich mich auf gesunde Begriffe befeisige, so wäre es billiger, daß ich die Ehrenstelle bekleidete. Worauf befeisigst du dich? Auf die Begriffe. So weiche andern

dem in dem Stüke, worauf sie sich mehr, als du, be-
 fleißiget haben. Es käme sonst gerade so heraus, als
 wenn du darum, daß du gesunde Begriffe hast, An-
 spruch machen wolltest, besser zu schießen, als die Bo-
 genschützen, oder Stahl und Erz besser zu schmieden
 als die Schmiede. Gib hiemit deinen Fleiß auf Be-
 griffe auf, und wende denselben auf diese Sachen, die
 du so gern besäffest, und denn weine, wenn es
 dir nicht gelingt. Das ist denn weinens werth.
 Ist aber sagst du, du liegest andern Sachen ob,
 du wendest deinen Fleiß auf anders, und selbst der
 Pöbel sagt ganz recht, sein und dein Werk haben
 gar nichts mit einander gemein. Einer aus dem
 grossen Haufen denkt, so bald er aufsteht und aus-
 geht, herum, wem er die Morgen-Aufwart ma-
 chen, wem er etwas schmeichelhaftes sagen, wem
 er ein Präsent überschicken, wie er im Tanz den
 Preis gewinnen, wie er einem zu gefallen, dem
 oder diesem einen boshaften Streich spielen wolle.
 Betet er, so betet er um Glük zu diesen Sachen.
 Opfert er, so opfert er dafür. Die Vorschrift des
 Pythagoras,

Eher sey nicht der Schlaf dem müden Auge
 vergönnet,

bringt er hier an, und prüft sich jeden Abend:

Hab ich etwas versäumt,
 womit ich mich da oder dort hätte einschmeicheln
 können?

- - - Was hab' ich begangen? --

Habe ich mit etwan da oder dort erlaubt, -- frey
 und herzlich zu handeln? Und wenn er sich auf
 so etwas entsinnt, so macht er sich Vorwürfe und

Beschuldigungen darüber. Was ist die Sache dich angegangen? Was war es vonnöthen, daß du deine Meinung darüber sagtest? Hättest du nicht lügen dürfen? Die Philosophen sagen ja, es sey wol erlaubt, eine Lüge zu sagen. Du hergegen, wenn es je wahr ist, daß du dich auf nichts anders befließigst, als auf den rechten Gebrauch der Vorstellungen, sollst am frühen Morgen, so bald du erwachest, überdenken: Was fehlt mir noch zur völligen Herrschaft über die Leidenschaften, zur völligen Gemüthsruhe? Was bin ich? Bin ich Körper? Bin ich Haabe? Bin ich Ruhm? Nichts dergleichen: Sondern was bin ich? Ein vernünftiges Geschöpf. Was wird hiemit von einem solchen erfordert? Hier denke zurük, was bisher von dir geschehen ist.

Hab ich etwas versäumt,
was zum erwünschten Fortgang meiner Sachen
gedient hätte?

- - - - Was hab ich begangen, --
das den Gesetzen der Freundschaft zuwider wäre?

- - - - Was bin ich

Jrgendworrinn meiner Pflicht noch schuldig ge-
blieben?

Da nun zwischen deinen Absichten, Handlungen, Wünschen, und jener ihren, ein so grosser Unterschied ist, willst du denn noch fodern, daß du gleichen Theil mit ihnen habest, und zwar in Sachen, um welche du dir keine Mühe gegeben hast, sie hingegen sich viele Mühe gegeben haben? Verwunderst du dich noch, daß sie dich bemitleiden, und wirfst du böse darüber? Sie werden hergegen nicht böse,

böse, wenn du Mitleid mit ihnen hast. Woher kommt das? Weil sie sich überreden, daß sie Güter erlangen, du hergegen dich dessen nicht überredest. Darum bist du mit deinen Sachen noch nicht zu frieden, sondern strebst nach jener ihren. Jene hergegen sind mit den ihrigen zu frieden, und streben nach den deinigen nicht. Wenn du dich hiemit rechtschaffen überreden würdest, das seien Güter, was du erlangst, das hergegen Schein und Betrug, was jene bekommen; so würdest du wol nicht zu Herzen nehmen, was sie von dir sagen.

Siebente Rede.

Von der Furchtlosigkeit.

Was macht den Tyrann fürchterlich? — Seine Leibwache, mit Säbel und Lanzen bewafnet? Die Soldaten, die das Audienz-Zimmer bewachen, und dir den Zutritt versperren? Da ein kleiner Knabe den Tyrannen nicht fürchtet, ob er gleich ganz von der Leibwache umringet wäre; woher kommt das? Etwa daher, daß das Kind nicht versteht, was das für Männer sind? Aber wie? wenn einer, der wol weiß, daß dieses die Garde ist, und daß sie Säbel hat, eben deswegen zum Tyrannen geht, weil er wegen harter Umstände, worinn er sich befindet, gern sterben möchte, und das sucht, daß ihm jemand geschwind das Leben nehme, fürchtet sich ein solcher vor der Garde? — Nein, denn er will das eben, wodurch die Garde fürchterlich ist. —

Wenn aber einer zum Tyrannen gehet, der weder zum Sterben, noch zum Leben, vorzügliche Neigung hat, und durchaus nichts anders will, als was sein Schicksal mitbringet, wird der wol Mühe haben, ohne einige Furcht zu ihm zu gehen? -- Im geringsten nicht. -- Wenn nun einer für seine Habe, für Weib und Kinder, so wie dieser für seinen Leib, gesinnet wäre; wenn ihm bloß aus Unfinn und Raserey so zu Muth wäre, daß er es nichts achtete, diese Dinge zu haben, oder nicht zu haben; wenn er wie Kinder, die mit Scherben spielen, für das Spiel zwar eingenommen sind, die Scherben aber nicht groß achten, die äußerlichen Dinge gleichfalls für nichts achten, und nur das Spiel und die Behandlung derselben lieben würde; welcher Tyrann, welche Garde, welche Schwerter würden einem solchen noch fürchterlich seyn? Sollte nun wol einer aus Unfinn und Tollheit sich gegen diese Dinge so verhalten können, und aus Gewohnheit, wie die Galiläer; und sollte hingegen niemand durch Vernunft und Beweis zu überzeugen seyn, daß Gott alles, was in der Welt ist, gemacht hat, und die Welt selbst, so nemlich, daß sie, im Ganzen betrachtet, weiter unabhängig und für sich selbst bestehend sey, ihre einzelnen Theile aber so beschaffen seyen, wie es der Nutzen des Ganzen erheischt? Allen andern Geschöpfen hat er ja die Fähigkeit versagt, seine Einrichtung und Regierung zu erkennen; nur das vernünftige Geschöpf hat Kräfte und Gelegenheiten empfangen, dieses alles zu begreifen, daß es ein Theil des Ganzen, was für ein Theil es sey, und daß es ganz schicklich sey,

daß

daß die Theile dem Ganzen nachgeben. Neben-
dem, da das vernünftige Geschöpf von Natur
tapfer, großmüthig und frey ist, siehet es ein,
daß es einige Dinge ganz in seiner Macht hat, so
daß sie ihm nicht können verwehret werden, daß
hingegen andere ihm können verwehret werden und
in fremder Macht stehen; daß man ihm diejenigen
nicht verwehren kann, die von seiner Wahl abhan-
gen, aber diejenigen wol, die nicht auf seine
Wahl ankommen. Es siehet hiemit auch ein, daß
es, wenn es sein Gutes und seinen Nutzen nur in
denen Dingen seze, die ihm nicht können verwehret
werden, und die in seiner Gewalt stehen, gewiß
werde frey und glücklich seyn, erwünschten Fort-
gang seiner Sachen genießen, ungeschädigt blei-
ben, hohen Muthes, fromm, und Gott für alles
dankbar seyn, und niemals über irgend etwas,
das ihm wiederfährt, Beschwerde noch Klage füh-
ren; daß es hergegen, wenn es sein Gutes in auß-
fern, oder in denen Dingen seze, die von seiner
Wahl unabhängig sind, nothwendiger Weise wer-
de Widerstand und Hindernissen finden, und ein
Knecht deren seyn, die Herr und Meister von de-
nen Dingen sind, die es hoch schätzt oder befürch-
tet; daß es denn nothwendig auch werde gottlos
seyn, weil es allezeit glaubt, es leide Schaden
von Gott, und unbillig, weil es sich allezeit einen
größern Theil verschaffen wollte, und nothwendig
auch niederträchtig und silzig. Sollte nun einer,
der das gelernt und ergriffen hat, Mühe haben,
bequem und geruhig zu leben, in gelassener Er-
wartung alles dessen, was ihm begegnen könnte,
und in geduldiger Ertragung dessen, was ihm

bereits begegnet ist? Möchtest du Armuth? --
 Gieb mir sie, du sollst sehen, was Armuth ist,
 wenn sie an einen Mann kömmt, der die Rolle des
 Armen gut zu spielen weiß. -- Möchtest du Eh-
 renstellen? * * * * * Auch Schmerzen nehme
 ich an. -- Aber was sagst du zur Landsverwei-
 sung? -- Ich mag hinkommen, wo ich will, so
 wird es mir daselbst wol seyn. Denn auch hier
 war es mir nicht um des Ortes willen wol, son-
 dern wegen meiner Begriffe, und die Gesinnun-
 gen werde ich mit mir nehmen. Denn diese kann
 mir niemand rauben. Die sind allein mein Ei-
 genthum, und können mir nicht gesolen werden,
 und wenn ich die habe, so habe ich genug, wo
 ich denn immer sey, und wie es mir immer gehe --
 Aber nun ist die Zeit vorhanden, da du sterben
 sollst? -- Nur nicht im tragischen Stil von der
 Sache geredet! sondern sage, wie sie an ihr selbst ist:
 Die Zeit ist vorhanden, da die Materie wieder in
 die Elemente, woraus sie zusammen gesetzt war,
 soll aufgelöset werden. Und was ist das erschref-
 liches? Was wird dadurch in der Welt zernichtet
 werden? Was wird das neues oder seltsames
 seyn? Ist der Tyrann darum fürchterlich? Dünkt
 es die Leute darum, die Garde habe grosse und
 scharfe Schwerter? Das mögen sich andere ein-
 bilden. Ich für meine Person habe das alles ge-
 nau untersucht. Ueber mich hat niemand keine
 Gewalt. Ich bin von Gott in die Freyheit ge-
 setzt worden, ich weiß, was er mir aufgetragen
 hat, es kann mich niemand mehr zum Knecht
 machen. Ich habe einen Freylasser, wie sichs ge-
 hört, und einen Richter (zum Bürger meiner
 Frey-

Frenheit) wie mans haben muß. -- Was, bin ich nicht Herr über deinen Leib? -- Was geht das hiemit mich an? -- Bin ich nicht Herr über deine kleine Haabe? -- Was geht das hiemit mich an? -- Habe ich nicht Gewalt, dich aus dem Lande zu verweisen, dich an Ketten und Band zu schliessen? -- Auch darüber, und über alles dergleichen hast du Gewalt. Meinen ganzen Leib, den trete ich dir ab. Mache einen Versuch von deiner Herrschaft, wenn du willst, so wirst du erfahren, wie weit sich dieselbe erstreckt. Vor wem kann ich mir also noch fürchten? Vor der Wache im Vorzimmer des Fürsten? Was wird mir denn die thun? Wird sie mir den Zutritt versperrern? Wenn sie mich je betreten, daß ich in das Zimmer hinein wolle, so mögen sie mir den Zutritt sperren. -- Warum kömmt du denn vor die Thüre? -- Weil mir dünkt, es stehe mir zu, das Spiel mitzutreiben, so lange es währt. -- Du kannst also doch nicht sagen, daß dir der Zutritt nicht verweigert werde? -- Ich kann so viel sagen, daß wenn mich jemand nicht gern empfängt, ich nicht in sein Zimmer begehre. Ich will allezeit gerade das am liebsten, was sich begiebt. Denn ich halte das, was Gott will, für besser, als was ich wollte. Ich will ihm als ein Diener, als ein Trabant, anhangen; seine Neigung soll die meinige, sein Verlangen, das meinige, mit einem Wort, sein Wille, der meinige seyn. Der Eingang wird nicht mir, sondern denen, die sich hinzutringen, versperrert. Warum dringe ich mich denn nicht auch hinzu? Ich weiß schon, daß denen, die hinein kommen, drinnen kein Gut zu Theil wird, und

wenn ich jemanden höre glücklich preisen, daß ihm vom Cäsar Ehre angethan wird, so sage ich: Was wird ihm? -- Eine Statthalterschaft. -- Wird ihm denn auch zugleich eine gesunde Denkungsart? -- Eine Verwaltung. -- Wird ihm denn auch zugleich die Geschicklichkeit und die Treue, sein Amt zu verwalten? Warum sollte ich mich noch in das Gedränge begeben? Es wirft jemand Feigen und Mandel aus: Kinder haschen sie und raufen sich darüber, aber Männer nicht, deren ist das eine Kleinigkeit. Wenn jemand Scherben auswirft, haschen nicht einmal Kinder darnach. -- Man theilt Statthalterschaften aus. -- Mögen Kinder darnach laufen. -- Geld theilt man aus. -- Kinder mögen hinzulaufen. -- Feldherrenstellen, Consulate werden vergeben. -- Es mögen sich Kinder darüber raufen; sie mögen ausgeschlossen werden, Stöße kriegen; dem, der sie vergiebt, und seinen Knechten, die Hände lassen. Mir sind das nur Feigen und Mandel. Was solltest du dir denn große Mühe darum geben? Gehst du leer aus, wenn er auswirft, so bekümmere dich nichts darum. Fällt dir aber eine Feige in die Schooß, so nimm, und is. So viel Ehre mag man endlich einer Feige anthun. Wenn ich mich aber darnach zur Erde hüten, oder jemanden deswegen übern Haufen stossen, oder mich sollte übern Haufen stossen lassen, oder denen, die Zutritt haben, Complimente machen sollte, so ist weder eine Feige, noch irgend eines derer Dinge, von denen mich die Philosophen überredet haben, sie für keine Güter zu halten, so vieler Mühe werth. Laß mich die Schwerter der Gardesoldaten sehen. -- Da siehe,

siehe, wie groß und wie scharf sie sind. -- Was thun denn diese grossen und scharfen Schwerter? -- Sie töden. -- Und was thut ein Fieber? -- Das gleiche. -- Was thut ein Ziegel? -- Auch dieß. -- Willst du hiemit, daß ich diese Dinge für etwas grosses ansehe, sie anbete, und als ein Knecht aller dergleichen Dinge herumgehe? Das soll ferne von mir seyn. Ich habe ein für allemal gelernt, daß alles, was entstanden ist, einmal wieder verwesen muß, damit die Natur nicht still gestellt, noch gehintert werde; und deswegen ist es mir einerley, ob mich ein Fieber oder ein Ziegel oder ein Soldat der Verwesung überliefere. Wenn ich aber eine Vergleichung anstellen soll, so finde ich, daß der Soldat dieses auf eine minder schmerzliche und geschwindere Art thun würde. Wenn ich hiemit nichts von allem dem, was er mir anthun könnte, fürchte, und nichts von dem, was er mir verschaffen könnte, verlange, warum sollte ich ihn denn noch groß achten? Warum sollte ich mich entsetzen? Warum sollte ich die Garde fürchten? Warum frohe seyn, wenn mir der Fürst freundlich begegnet und mich gütig empfängt? Warum sollte ich es jedermann erzählen, wie freundlich er mit mir geredet habe? Ist er denn ein Socrates, oder ein Diogenes, daß seine Gunst, und sein Beyfall ein Beweistum meiner Verdienste wäre? Habe ich mir seine Sitten zum Muster genommen? Nein, nur um in den Regeln des Spiels zu bleiben, gehe ich zu ihm, und mache ihm die Aufwart nur so lange, als er mir nichts närrisches oder ungereimtes befiehlt. Wenn er mir aber sagen wollte: Geh und bringe mir den Leon, den Sala-

Sala-

Salaminier, gebunden hieher; so antworte ich ihm: Suche dir einen andern zu diesem Geschäfte: Denn ich gehe aus dem Spiele. -- Führe den Mann in die Gefängnis. -- Da ist mein Spiel, mich willig führen zu lassen. -- Aber du wirst den Kopf verlieren. -- Und des Tyrannen Kopf wird er immerdar stehen? und eure Köpfe, ihr Gehorchenden, sind sie unsterblich? -- Aber du wirst unbestattet hingeworfen werden. -- Wenn ich nur Leichnam bin, so werde ich hingeworfen werden; wenn ich aber etwas anders, als Leichnam bin, so rede anständiger, wie sich die Sache an ihr selbst verhält, und bemühe dich nicht, mir Furcht einzujagen. Den Kindern sind solche Sachen fürchterlich, und den Einfältigen. Hat hergegen einer einmal Rectionen bey einem Philosophen angehört, und weiß noch nicht, was er selber ist, der verdient, daß er in Furcht setze, und weiter ein unterthäniger Diener sey: wenn er noch nicht gelernt hat, daß er nicht Fleisch, nicht Wein, nicht Nerven, sondern dasjenige ist, was von diesen Dingen Gebrauch machet, sie regiert, und über die Vorstellungen reflectirt. -- Schon recht; aber das ist eine Philosophie, die zur Verachtung der Gesetze führt. -- Ich getraue mir das Gegentheil zu behaupten, daß man keine Philosophie haben könnte, welche die Menschen den Gesetzen gehorsamer machte. Nur muß man nicht einen Narren-Einfall Gesetz nennen. Und doch kann ich zeigen, daß uns gerade diese Philosophie auch über solche Gesetze recht gesinnet machet. Denn sie lehrt uns, man solle gegen dieselben auf keine Sache Anspruch machen, darinne sie Meister über uns werden können.

nen. Sie lehrt uns auf den Leib Verzicht thun, auf die Habschafft Verzicht thun; Kinder, Eltern, Bruder, alles abtreten, alles verlassen. Sie behält uns nichts vor, als nur die Begriffe, die Gedanken, und diese hat Jupiter selbst einem jeden vorbehalten wissen wollen. Ist hierinn einige Auslehnung gegen die Geseze, einige Bosheit? Worinne du stärker und gewaltiger bist, denn ich, darinne gebe ich dir nach. Worinne hergegen ich stärker bin, darinne weiche du mir. Denn darauf habe ich mich geleeget, du hergegen nicht. Du sorgest dafür, daß die Boden deiner Zimmer von eingelegter Arbeit seyen; daß dir ein ganzer Trupp Pagen und Clienten aufwarten, daß du ein schimmerndes Kleid tragest, daß du viele Jäger, daß du Virtuosen und Acteurs habest. Masse ich mir etwas dergleichen an? Hast du dich hergegen jemalen um gesunde Begriffe bekümmert? Hast du jemalen Mühe genommen, richtig schliessen zu lernen? Weist du, aus was für Theilen ein Vernunftschluß bestehet, wie man sie zusammenfügt, wodurch er seine Richtigkeit erhält, was seine Stärke sey, und wie weit sie geht? Was zörnest du denn, wenn dich in diesen Sachen ein andrer, der darauf studiert hat, übertrifft? -- Aber das sind gerade die allervornehmsten Sachen. -- Wer wehrt dir, Zeit und Fleiß darauf zu wenden, so viel es sich bedarf? Wer hat einen größern Vorrath von Büchern? Wer hat bessere Musse? Wem stehen so viele Lehrer zu Diensten? Nur auch einmal eine Lust dazu gefasset, nur auch ein Theilgen deiner Zeit für dein oberstes Seelenvermögen bestimmet! Bedenke, warum, und woher du dieses Vermö-

Vermögen habest, welches von allen andern Sachen Gebrauch machet, welches alles andere prüft, welches erwählt und verwirft. So lange du dich aber nur mit den äussern Dingen abgiebst, wirft du dieselben so hübsch, als kaum ein andrer haben; deine Vernunft hergegen wird, so wie du sie haben willst, öde und wüst seyn.

Achte Rede.

An diejenigen, die allzubegierig sind, den Philosophenhabit zu tragen.

Auf einen äussern Anschein, den einer mit vielen gemein hat, müisset ihr niemal weder loben noch schelten, niemandem bloß auf das hin eine Kunst zu oder absprechen. Wenn ihr euch darüber in Acht nehmet, so werdet ihr beydes von Ueberelung und Bosheit im Urtheilen entfernt seyn. Dieser geht frühe ins Bad. Ist das denn etwas Böses? Das läßt sich schlechterdings noch nicht sagen, sondern was? Mehr nicht, als, er geht frühe ins Bad. -- Ist denn jede Handlung gut? -- Keineswegs, sondern was man aus gefunden Begriffen und guten Grundsätzen thut, ist gut; was man hingegen aus schlimmen Begriffen thut, ist schlimm. Lobe oder tadle derowegen keine Handlung, bis du eigentlich weißt, aus was für einem Begriffe man sie gethan habe. Der Begriff aber läßt sich aus dem äussern Anschein der Sache nicht leicht abnehmen. Du sagst: Dieser ist ein Zimmermann. Warum? Er geht mit dem Beil um.

Wie

Wie denn? wenn ich sagen wollte: Dieser ist ein Virtuoso, denn er singt; und wenn ich sagte: Dieser ist ein Philosoph; warum? Er trägt ja den Mantel, und ein langes Haar. Haben das die Charlatans nicht auch? Wenn man deswegen einen von ihnen sieht etwas unanständiges thun, sagt man so gleich: Schauet, was der Philosoph thut! Man hätte aber über sein unanständiges Verhalten vielmehr sagen sollen, er sey kein Philosoph. Wenn man sich von einem Philosophen diesen Begriff zu machen hätte, und der Namen nur dies ankündigte, es sey ein Mann in einem Mantel und mit einem langen Bart und Haare, so wäre jenes recht geredet. Wenn hingegen der Philosophen-Name das verspricht, daß sich einer vor allen Fehlern zu hüten wisse, warum spricht man jenem nicht den Namen völlig ab, da er doch die Bedeutung desselben nicht erfüllt? Denn das thut man doch bey andern Künsten. Wenn man einen schlecht zimmern siehet, so sagt man nicht: Was taugt das Zimmerhandwerk! schauet, was für schlechte Sachen die Zimmerleute machen! sondern man sagt gerade das Gegentheil: dieser ist kein Zimmermann, denn er zimmert schlecht. So auch, wenn man einen schlecht singen hört, sagt man nicht: Da siehet man, wie die Virtuosen singen, sondern vielmehr: Dieser ist kein Virtuoso. Nur über die Philosophie giebt es unvernünftige Urtheile. Wenn die Leute einen sehen, dem, was der Philosophen-Name verspricht, zuwider handeln, so sprechen sie ihm diesen Namen nicht ab, sondern lassen gelten, er sey ein Philosoph; nehmen zugleich aus der Aufführung, die sie vor sich sehen,
an,

an, ein Philosoph führe sich unanständig auf, und machen den Schluß, es sey eine nichtswerthige Sache um das philosophische Leben. Woher kömmt es, daß man so schließt? Daher, man erweist dem Begriff von einem Zimmermann, von einem Virtuosen, und so auch von andern Künstlern, Ehre; hingegen dem Begriffe von einem Philosophen nicht die geringste, sondern weil man einen verworrenen und undeutlichen Begriff von ihm hat, so urtheilt man auch nur nach äußern Umständen von ihm. Wo ist auch eine Kunst, die man durch den Habit, oder durch ein langes Haar erlangen könnte? Hat nicht jede ihre Regeln, ihren Stof und ihren Endzweck? Welches ist denn der Stof des Philosophen? Ist es der Mantel? Nein, sondern seine Vernunft. Was ist sein Endzweck? Einen Mantel zu tragen? Nein, sondern eine richtige und sichere Vernunft zu haben. Was hat er für Regeln? Sind es etwan Recepte, einen grossen Bart und ein langes Haar zu bekommen? Nein, sondern vielmehr, was Zeno lehret, Regeln von den wesentlichen Theilen der Vernunftschlüsse, wie jeder Satz in denselben müsse beschaffen seyn, und wie man sie zusammenordne, und wie viel denn daraus folge. Willst du denn nicht schauen, ob einer, der sich unanständig aufführt, seinem Titel entspreche, ehe du seine Kunst beschuldigest? Hier hingegen, so bald dir dünkt, daß einer schlecht handelt, sagst du gleich, und so gar wenn du nüchtern bist: Schauet mir den Philosophen! Gerade als wenn es schicklich und billig wäre, den noch einen Philosophen zu nennen, der also handelt. Oder sage mir: War es zu Folge seiner Philosophie

lofophie gehandelt? Du sagst nicht: Da schauet mir den Zimmermann, oder da schauet mir den Virtuosen, wenn du hörst, daß er zu des Nachbars Weibe geht, oder wenn du ihn naschen siehest. Also merkst auch du selbst einigermaßen wol, was die Benennung des Philosophen verspricht, aber du glitschest von der Hauptsache wieder ab, und verwechselst die Begriffe auf die ungeschickteste Weise.

Allein auch die so genannten Philosophen selbst fangen das Geschäft bey äuffern und gemeinen Dingen an. Sie legen einen Mantel um, lassen den Bart wachsen, und sagen so gleich: Ich bin eine Philosoph. Es wird hergegen niemand sagen: Ich bin ein Virtuose, wenn er eine Cithar, und ein Klöppelchen gekauft hat; und niemand: ich bin ein Schmiede, wenn er nur das Lederläppgen aufgesetzt und das Schurzfell angegürtet hat. Der Habit muß sich zwar zu der Kunst schicken: Den Namen aber erhält man von der Kunst, und nicht von dem Habit. Es war derowegen eine weise Rede von Euphrates, da er sagte: „Ich habe mit Fleiß eine geraume Zeit in geheim philosophisch gelebt, und das ist mir nützlich gewesen. Denn einmal wußte ich, daß ich jede rechtschaffene Handlung um keiner Zuschauer willen, sondern um meiner selbst willen that. Mir selbst zu gefallen aß ich mäßig, ich beobachtete die Regeln der Ehrbarkeit in der Mine, in dem Gange, und das alles mir selbst und Gott zu Gefallen. Hiernächst, wie ich meine Uebungen in der Einsamkeit machte, so lief auch nur ich allein Gefahr dabey. That

ich etwas schändliches oder ungeziemendes, so war die Philosophie ausser Gefahr in übeln Ruf zu kommen, und die Laven hatten das Aergernis nicht, einen fehlenden Philosophen zu sehen. Alle, die meine Absicht nicht wußten, verwunderten sich, warum ich, der ich doch mit allen Philosophen Umgang pflege, und immer bey ihnen stehe, doch selbst keine Profession vom philosophischen Leben machte. Was verschlug es mir aber, daß man mich an keinen äußerlichen Wahrzeichen für einen Philosophen erkannte, wenn man indeß in meinen Handlungen den Philosophen sah? Siehe, wie ich esse, wie ich trinke, wie ich schlafe, wie ich erdulde, wie ich mich enthalte, wie ich Dienste leiste, worauf meine Begierde, wogegen mein Abscheu gerichtet sey, wie ich meinen Beziehungen, den natürlichen und hinzugekommenen treu bin, wie ich sie nicht verwechsle, wie ich mir in der Collision derselben zu rathen weiß. Darnach beurtheile mich, wenn du kannst. Bist du aber so blind und dumm, daß du den Vulkan selbst für keinen guten Schmied ansehen würdest, wenn du die Ledermütze nicht auf seinem Kopf sähest, so verschlägt es mir gewiß sehr wenig, wenn ich von einem so albernen Richter nicht erkennet werde. „

Auf gleiche Weise war der Philosoph an Socrates sehr vielen unsichtbar. Sie kamen zu ihm, und ersuchten ihn, daß er sie an Philosophen empfehlen möchte. Ward er je, wie wir, böse darüber? Sagte er: Hältst du denn nicht gerade mich selbst für einen Philosophen? Nein, er gieng mit ihnen, und empfahl sie, und es war ihm daran allein

allein schon genug, daß er wirklich ein Philosoph war: Mit allen Freuden begleitete er sie, und es plagte ihn im geringsten nicht, daß sie ihn nicht für einen Philosophen ansahen. Denn er dachte an sein Hauptgeschäft. Welches ist das Hauptgeschäft eines Ordnung- und Tugend-liebenden Menschen? Viele Lernjünger zu haben? Keineswegs. Dafür mögen die sorgen, denen es der Mühe werth dünkt. Ist es die vollständigste Auslegung schwerer Kunstregeln? Auch damit mögen sich andere schleppen. Womit gieng er denn um? Was war er, und was wollte er am liebsten seyn? Er legte sich einzig darauf, zu wissen, wovon der Nutzen und Schaden des Menschen abhienge. Wenn noch ein Mensch im Stande ist, mir Schaden zuzufügen, so schaffe ich nichts mit meiner Philosophie. Wenn ich noch auf einen andern warten muß, der mir Nutzen schaffe, so bin ich nichts; will ich etwas, und es geschieht nicht, so bin ich unglücklich. Auf einem so grossen Kampfplatz durfte er alle und jede auffodern, und meines Bedünkens hat er auch allezeit den Platz behauptet. Wie erhielt er das? Meinest ihr dadurch, daß er sich selbst meldete, und selbst sagte: ich bin der Mann dazu. Ey wol nicht, sondern dadurch, daß er der Mann in der That war. Narrheit istz und Hochmuth, wenn einer selbst sagt: Ich habe mir vor allen Affecten und Passionen völlige Ruhe geschafft: Ihr sollet wissen, ihr Menschen, daß ich, derweil ihr über nichtswertige Dinge in der größten Bewegung seyd, einer vollkommenen Gemüthsruhe genieße. Wäre es dir nicht genug, keine Schmerzen zu haben, wenn du nicht ausrie-

G g 2

fest:

fest: Kommet herbey ihr alle, die ihr Podagra, oder Migräne, oder Fieber habt; ihr Lahmen und ihr Blinden kommet und sehet, wie ich so gesund bin, wie mir nicht das geringste fehlet. Das wäre ja blosser Eitelkeit und Beleidigung; ausgenommen du sehest ein Aesculap, und könnest den Leuten zeigen, daß sie auch unter deiner Cur von ihren Krankheiten genesen sollen, und dürfest ihnen deine eigene Gesundheit zum Exempel geben. Denn ein solcher Mann ist der Cyniker, den Zeus des Zepters und des Diadems gewürdiget hat; der darf sagen: Damit ihr sehet, ihr Menschen, daß ihr die Glückseligkeit und Gemüthsruhe nicht suchet, wo sie ist, sondern, wo sie nicht ist, siehe, so bin ich euch von Gott zu einem Exempel gesendet worden. Ich habe weder Haus, noch Haabe, weder Weib noch Kinder, nicht einmal eine Matraze, keinen Rock, kein einiges Geschirr, und doch schauet, wie gesund ich bin. Probieret mich, und wenn ihr gesehen habt, daß ich über alle Unruhen des Gemüthes hinaus bin, so höret denn, was ich für Arzneyen habe, und wodurch mir zu solcher Gesundheit geholfen worden. Das ist denn menschenliebend und edel. Aber betrachtet, wessen Werk das ist. Es ist nur das Werk Jupiters, oder eines, den Jupiter dieses Amtes würdig gefunden hat: Es erfordert einen Mann, der den Layen im geringsten niemals eine schwache Seite sehen lasse; die dem Zeugnis, so er für die Tugend, und wider die außern Dinge ablegt, seine Kraft und Glaubwürdigkeit benehmen möchte: Einen Mann, den ihr niemals erblassen gesehen, noch Thränen abwischen; und noch mehr,
einen

einen Mann, der keine Sehnsucht, kein Verlangen nach irgend einer Sache, nach keiner Person, nach keinem Orte, nach keiner Lebensart hat; dem es nie geht, wie den Kindern, die gern Herbst oder Urlaubstage hätten: einen Mann endlich, den überall sein Gewissen deckt, wenn andere Wände und Thüren und Thürhüter hiezu nöthigen haben. Ihr hingegen wischet nur auf jenes äußerliche; und kaum ist euch ein Gelust zum Philosophenstand angekommen, so wie etwa einem kranken Magen ein Gelust nach einem gewissen Trächten, davon ihm alsobald wieder ekeln wird, so nehmet ihr schon den Szepter, wollet schon als Könige auftreten. Da trägt jener schon das lange Haar, geht im Mantel daher, läßt die Schulter entblößt, zanket mit jedem, der ihm aufstößt, besonders setzt es Zank ab, wenn ihm einer in einem Ueberroke entkömmt. Mensch, gewöhne dich der Kälte nur erst für dich selbst, schau für deinen eigenen Trieb, ob er nicht ein Gelust eines kränklichten Magens oder einer schwangern sey. Du thätest sehr wol, wenn du Sorge trügest zur Zeit noch unbekannt zu seyn, und noch eine Weile nur für dich selbst ein Philosoph wärest. Du weißt ja, wie die Früchte wachsen. Man muß umgraben, und pflügen, der Samen muß eine Zeit in der Erde verborgen liegen, er muß allmählig wachsen, damit er endlich zu Früchten gedeye: bringt er die Aehre, ehe dem Halm das Gelenke gewachsen ist, so giebt es unvollkommene Frucht, wie aus den adonischen Gärten. Ein solches Pflanzgen bist auch du, du hast geblühet, ehe du hättest sollen, der Winter wird dich versengen. Sieh Achtung,

was die Bauern von der Saat sagen, wenn die Wärme allzufrühe kömmt. Es ist ihnen angst, die Saamen möchten geil werden, und hernach, wenn ein einziger Reif darüber kömmt, zu Schanden gehen. So nimm auch du dich in Acht, Mensch, du bist geil aufgeschossen, du bist von der Zeit darauf gewischt, in einem gewissen Ruf zu stehen, du passierest unter gewissen Leuten für etwas, und bist doch nur ein Narr unter andern Narren. Du wirst erfrieren, oder bist vielmehr schon unterhalb an der Wurzel erfroren, nur oberhalb grünnet es noch ein wenig an dir, und darum meint man, du lebest und sprossest noch. Laß uns doch in der Ordnung der Natur zur Zeitigung gelangen. Warum entkleidest du uns? Warum thust du uns Gewalt an? Wir mögen die Lust noch nicht erleiden. Laß erst die Wurzel ihre rechte Größe gewinnen, laß sie das erste Gelenk, denn das zweyte, denn das dritte bekommen: alsdenn wird die Frucht mit eigener Gewalt ihre natürliche Größe und Stärke zeigen, wenn ich auch gleich nicht wollte. Denn wie könnte es anders seyn, als daß einer, der von solchen Begriffen und Grundsätzen schwanger und voll ist, seine Stärke fühle, und mächtige Triebe zu Handlungen habe, zu denen er gemachet ist? Es verkennet ja kein Stier seine Natur und seine Kräfte, wenn ihm etwan ein wildes Thier aufflößt; er wartet ja nicht, bis ihn jemand hezet, so wenig, als ein Hund, wenn er ein Gewild siehet. Wie sollte denn ich, wenn ich die Stärke und Bereitschaft eines tugendhaften Mannes habe, noch warten dürfen, bis du mich zu Handlungen, die mir zukommen, in den Stand stelltest?

stellest? Noch zur Zeit aber habe ich, glaube mirs, diese Stärke noch nicht. Warum willst du denn, daß ich vor der Zeit verwelke, wie du selbst verwelket bist?

Neunte Rede.

An einen, der in Schamlosigkeit verfallen war.

Siehst du einen in Würden, so halte dafür, die sehen dir dadurch ersetzt, daß du der Würden entbehren kannst. Siehest du einen in Reichtümern, so schau, was du anstatt dessen habest. Wenn du nichts an dessen statt hast, so bist du elend. Wenn du aber das dafür hast, daß du Reichtümer leicht vermissen kannst, so wisse, daß du mehr als dieser, und etwas weit schätzbareres hast. Ein anderer hat ein schönes Weib. Du hast das, daß es dich nicht nach einem schönen Weibe gelüftet. Meinest du, das sey wenig? Wie hoch würden es nicht diese Leute selbst, die in Reichtümern und Würden und im Besitz schöner Weiber sind, rechnen, wenn sie im Stande wären, ihr Geld, ihre Würden, und selbst diese schönen Weiber, die sie lieben, und die sie haben, gering zu achten? Ist dir unbekannt, was es für ein Ding um den Durst im Fieber ist? Er hat keine Gleichheit mit dem Durst eines gesunden Menschen. Wenn dieser getrunken hat, so ist er befriediget. Jener hergegen hatte für einen Augenblick Wollust, und sogleich ekelt ihm, das Wasser wird ihm zu Galle,

er speyt sich, er hat Grimmen, er hat schon wieder, und igt noch heftigern Durst. Ein solches Ding ist es um den Gelust nach Reichtum, um den Gelust nach Würden, um den Gelust bey einem schönen Weibe zu liegen. Dabey ist Eifersucht, dabey ist Sorge beraubet zu werden, dabey sind schändliche Reden, schändliche Gedanken, ungeziemende Handlungen. -- Was verliere ich dabey? -- Mensch, du warest schamhaft, und igt bist du es nicht mehr. Hast du nichts verloren? Anstatt des Chryssippus, und des Zeno, liesest du den Ariffides und den Euenus. Hast du nichts verloren? Anstatt des Socrates und des Diogenes bewunderst du igt den, der die meisten verführen, und überreden kann. Du wolltest gerne schön seyn, und da du es nicht bist, künstelst du an deinem Leib. Du zeigst dich gern in einem schimmernden Kleide, damit du die Augen des Frauenzimmers auf dich ziehest; und wenn du feine Pomade oder so was kriegest, und dich parfümieren kannst, so hältst du das für ein sonderbares Glük. Vordem dachtest du auf nichts dergleichen, sondern wo du ehrbare Reden hören, wo du schätzbare Männer sehen, wo du dich in edeln Gesinnungen stärken könnest. Derowegen schliesest du damalen auch als ein Mann, giengst aus als ein Mann, trugest ein männliches Kleid, und führtest Reden, die einem tugendhaften Manne geziemten. Denn sagst du mir: ich habe nichts verloren. Können die Menschen nichts verlieren, als Geld? Kann man die Scham nicht verlieren? Kann man den Anstand, die gute Aufführung, nicht verlieren? Oder sind das Sachen, die man ohne Schaden verlieren kann?

Es

Es mag seyn, daß du allen dergleichen Verlustt izt nicht mehr für Schaden achtest. Aber es ist eine Zeit gewesen, da du dieses für den einzigen Schaden und Nachtheil rechnetest, der einem Menschen begegnen könne; eine Zeit, da du ängstliche Sorge trugest, daß dich niemand von solchen Reden und Handlungen wegbringe. Siehe izt bist du wirklich davon weggebracht, und das nicht von jemand anderm, sondern von dir selbst. Kämpfe mit dir selbst, ringe dich selbst in die Ehrbarkeit, in die Scham, in die Freyheit zurücke. Wenn dir einer von mir gesagt hätte, es seze mir jemand mit Gewalt zu, daß ich Ehebrüche begehe, daß ich ein solches leichtfertiges Kleid trage, daß ich mich parfümiere; wärest du nicht gegangen, und hättest den Menschen, der so schlimm an mir handelte, mit eigener Hand erwürgt? Willst du denn izt dir selbst nicht zu Hülfe kommen? Und wie viel leichter ist diese Hülfe zu leisten? Du mußt niemand umbringen, niemand binden, niemandem Schmach anthun, nicht vor Gericht gehen: sondern du mußt nur mit dir selbst reden, dem du am meisten gehorchen wirst, und den niemand besser überreden könnte. Und da verdamme zuerst das Geschehene. Hernach, wenn du es verdammt hast, so gieb die Hofnung deiner Verbesserung nicht verloren. Es müsse dir nicht gehen, wie den feigen Menschen, die, wenn sie einmal eine Schwachheit begangen haben, sich denn auf immer drein ergeben, und als wie von einem Strome haben hinreißen lassen. Lerne lieber beym Trillmeister, wie du es machen sollst. Ist der Knabe zu Boden gebracht worden, so sagt er zu ihm; Steh auf, G g 5 mache

mache diesen Kampf noch einmal, bis du geschickt und stark wirst. So mache es du auch. Denn glaube nur sicher, es ist kein lentzamers Ding, als die Seele des Menschen. Man muß nur wollen, so ist's gethan, so ist sie wieder in der Ordnung. Man darf aber auch nur einschlummern, so ist sie verloren. An uns selbst liegt beides, Untergang oder Rettung. -- Was wird es mir für Nutzen bringen, wenn ich diesem Rath folge? -- Frägst du nach einem grössern Nutzen, als dieser ist, daß du aus einem schamlosen ein schamhafter, aus einem ungestitteten ein gestitteter, aus einem treulosen ein redlicher, aus einem ausschweifenden ein nüchternen Mensch werden wirst. Wenn dir das nicht wichtig genug ist, wenn du nach andern grössern Vortheilen frägst, so fahre in deinem Thun immerfort, dir kann auch kein Gott mehr helfen.

Zehnte Rede.

Was man verachten, und woran uns etwas gelegen seyn solle.

Es sind allemal äussere Dinge, worüber die Menschen verlegen sind, und sich nicht zu helfen wissen. „Was soll ich machen? Wie wird es gehen? Wie wird es ablaufen? Wenn es doch nur nicht so oder so kömmt? Das alles ist die Sprache solcher Leute, die sich mit Dingen, die nicht von dem freyen Willen abhängen, zu schaffen machen. Denn wo sagt einer: Wie habe ich mich in Acht zu nehmen, daß ich keinem falschen Satz Verfall gebe,

gebe, und keinem wahren meinen Beyfall versage? Wenn einer von so guter Art ist, daß er sich hierüber Sorge macht, so will ich ihn erinnern: Laß dir nicht angst seyn. Die Sache steht in deiner Gewalt. Es soll dir nicht fehlen. Halte nur dein Urtheil zurück, bis du die Sache nach der Regel der Natur untersucht hast. So wollte ich auch einem, der sich seiner Begierde oder seines Abscheus halber Sorge machte, sagen: Laß dir nur nicht angst seyn, daß jene vergeblich sey und ihres Ziels verfehle, oder daß dieser seinem Gegenstand nicht entfliehe. Allervorderst wollte ich diesen Menschen dafür küssen, daß er das, woraus sich die andern so viel machen, und alle ihre Besorgnisse bey seite setzt, und nur für seine eigenen Handlungen, bey denen er selbst ist, Sorge trägt. Demnach wollte ich ihm sagen: Wenn du sicher seyn willst, das Ziel deiner Begierde allezeit zu erreichen, und allezeit dem zu entfliehen, was du verabscheuest, so begehre niemals etwas fremdes, und verabscheue niemals etwas, das nicht in deiner Gewalt ist; sonst müßte dir nothwendig oft fehlschlagen, was du gewünschet, und wiederfahren, was du gefürchtet hast. So aber wirst du nie verlegen seyn. Fene Worte: Wie wird es gehen? Wie wird es ablaufen? Wenn es doch nur nicht so oder so kömmt? werden keine statt finden. Ist nicht jeder Austrag etwas, das nicht von unserm freyen Willen abhängt? -- Ja. -- Ist hergegen nicht das Wesentliche des Guten und des Uebels etwas, das unsern freyen Willen angeht? -- Ja. -- Hiemit steht es in deiner Macht, dich in jedem Falle, er mag kommen, wie er will, der Natur

Natur gemäß zu verhalten. Kann dir das jemand verwehren? -- Nein. -- So sage mir nur nicht mehr: Wie wird es gehen? Denn es mag gehen, wie es will, so wirst du es wol anwenden, und der Fall wird allezeit für dich ein Glück seyn. Oder was wäre Hercules für ein Mann gewesen, wenn er gesagt hätte: Wenn mir nur kein grosser Löwe, nur kein grosser Eber aufstößt! wenn ich nur keine wilden Menschen antreffe! -- Warum solltest du dich darüber bekümmern? Stößt dir ein grosser Eber auf, so wirst du nur einen desto rühmlichern Kampf kämpfen; stossen dir lasterhafte Menschen auf, so wirst du die Erde von Bösewichten befreien. -- Aber wenn es mir das Leben kostete? -- So stirbst du als ein tugendhafter Mann, und hast eine Heldenthat vollführt. Denn da du doch einmal sterben must, so kann es kaum anders seyn, als daß dich der Tod über irgend einem Geschäft antreffe, entweder beim Pflügen oder Graben, oder in Kaufmannsgeschäften, oder in Bedienung des Consulats, oder in dem dich ein verderbter Magen, oder ein Durchfall plagt. Bey was für einem Geschäfte wolltest du dich nun am liebsten vom Tode antreffen lassen? Ich für mein Theil wolle wol am liebsten, daß er mich über einer menschenfreundlichen, wolthätigen, gemeinnützigen, tapfern That anträfe. Kann ich mich aber nicht über etwas von solcher Grösse, so kann ich mich doch über etwas finden lassen, welches mir niemand verwehren kann, welches jedermann vergönnet ist, daß ich mich selbst verbessere, daß ich mein Vermögen, die sinnlichen Vorstellungen recht zu brauchen, cultiviere, daß ich mich nach der Herrschaft über die Affecten

Affecten bestrebe; daß ich mich jeder Beziehung, worinne ich stehe, gemäß verhalte; daß ich, wenn ich je das Glük haben könnte, auch noch in das dritte Hauptstück der Philosophie mögte gekommen seyn, und mir die untrügliche Gewißheit im Urtheilen erwürbe. Sollte mich der Tod über dergleichen Arbeit betreten, so bin ich zufrieden, daß ich meine Hände zu Gott aufheben und sagen kann: „Ich habe die Kräfte und Gelegenheiten, die du mir gegeben hast, deine Regierung zu erkennen, und ihr gehorsam zu seyn, nicht verabsäumet. Ich habe dir für mein Theil keine Unehre gemachet. Siehe, wie ich die Sinnen, siehe, wie ich die anerborenen Begriffe gebraucht habe. Habe ich jemalen Beschwerde gegen dich geführt? Bin ich jemalen über eine Begebenheit unzufrieden gewesen, oder habe ich gewünschet, daß sie sich anders eräugnet hätte? Habe ich jemalen unterlassen, was meine Relationen erfoderten? Ich danke dir für meine Geburt, und allen Vorschub zu einem vernünftigen Leben. Ich habe, was du mir gegeben hast, gebraucht, so lang es dir gefiel, es mir zu lassen. Ich bin zufrieden. Empfange es zurük, und ordne es nun anderwärts, wo es dir beliebt. Denn es war alles dein; du hast es mir gegeben. Ist es dir nicht genug, in solcher Gesinnung abzuschneiden? Kann ein besseres und glükfeligeres Leben seyn, als das Leben eines Menschen, der so gesinnet ist? Und welcher Ausgang ist glükfeliger, als der seinige? Wenn es aber so um einen stehen soll, so muß man sich nicht geringer Sachen bemächtigen, und nicht geringer Sachen entbehren. Es geht nicht an, daß du gern Bürgermeister wärest,

wärest, und dich zugleich in diesen Stand sehest: Du kannst nicht dein Landgut erweitern, und dir zugleich diese Güter erwerben; nicht auf eine Menge Bedienten, und zugleich auf die Verbesserung deines innern Zustandes trachten, sondern, wenn deine Wünsche auf fremde Dinge gehen, so kömmt du um deine eigenen. Die Natur der Sache bringt das mit sich. Es wird nichts ohne Mühe und Arbeit. Das soll dich nicht befremden. Wenn du gern Bürgermeister wärest, muß du manche Nacht ungeschlafen seyn, viel Besuche machen, manche Hand Lüssen, vor mancher Thüre zu tode lang warten, vieles reden und thun, das einem Freyen übel ansteht, vielen Presente machen, und einigen alle Tage Hofessen schiken. Und was wird denn endlich daraus? Zwölf Bündel Stäbe trägt man vor dir her, du sitzt drey oder viermal auf dem Thron, du giebst Schauspiele im Circus, und der ganzen Bürgerschaft eine grosse Mahlzeit. Oder zeige mir einer, was es mehrers, als das sey. Dafür hergegen, daß du Herr über deine Passionen sehest, daß dein Gemüth nichts verunruhe, daß du jede Nacht ruhig schlafest, und jeden Morgen munter erwachest, daß du von keiner Furcht, von keiner Angst nichts wissest; dafür wolltest du nichts aufwenden, darüber keine Mühe haben? Du wolltest im Gegentheile, wenn du unter der Bestrebung nach diesen wichtigen Dingen, etwas verlierst, oder einige Unkosten vergeblich sind, oder ein anderer davon trägt, was dir hätte werden sollen, über solche Begebenheiten dich kränken? Willst du nicht gegen einander halten, was für Sachen du erlangest, und anstatt welcher Sachen du sie erlangest, von welchem

Werth

Werth jene, von welchem hingegen diese seyen, die du dafür einbüßest. Willst du, daß dich so große Sachen nichts kosten sollen? Wäre das wol möglich? Das sind Geschäfte von ganz unterschiedener Natur, die gar nichts mit einander gemein haben. Du kannst nicht die äussern Dinge, und deine vernünftige Seele, schlechterdings nicht, zugleich bearbeiten. Verlangst du jene, so setze diese hinten, sonst wirst du weder das eine noch das andere haben, und immer wird dich das eine in dem andern stören. Verlangst du aber dieses, so mußt du jene fahren lassen. Es wird Del verschüttet werden, es werden Geschirre verloren gehen. Ich hingegen werde gesetzten Gemüthes seyn. Das Haus wird in meiner Abwesenheit in Brand kommen, und meine Bücher werden im Rauch aufgehen. Ich hingegen werde die stünlichen Vorstellungen der Natur gemäß brauchen. Aber ich werde nichts mehr zu essen haben. Wenn es mit meiner Armuth so weit kömmt, so ist Sterben mein Hafen. Der Tod ist doch der Hafen und die Zuflucht aller Menschen. Man darf sich derowegen über nichts, was in dem Leben vorfällt, beschweren. Du begiebst dich weg, so bald du willst, und denn macht dir der Rauch keine Ungelegenheit mehr. Warum sollte dir denn angst seyn? Was sollte dich ungeschlafen legen? Sagest du nicht geradezu, wenn du nur nachgedacht hast, woran dein Gut, und dein Uebel liegt? Beides liegt an mir, jenes kann niemand nehmen, und eben so wenig kann mir jemand wider meinen Willen dieses zufügen? Warum streike ich mich denn nicht ganz bequem auf mein Lager, und schlafe ganz fest?

fest? Meine Sachen sind in völliger Sicherheit. Für die fremden Sachen, da sehe der zu, der sie bekömmt, wie es ihm von dem, der Gewalt darüber hat, mag vergönnet seyn. Wer bin ich, daß ich haben wollte, es solle damit so oder anders seyn? Ist mir die Auswahl unter denselben überlassen? Bin ich zum Verwalter derselben bestellt? Mir genüget an den Dingen, worüber ich Gewalt habe. Diese muß ich in den allerschönsten Stand stellen. Die andern mag ich haben, wie es dem beliebt, der darüber Herr ist. Wird einer, der das vor Augen hat, auch noch eine schlaflose Nacht haben, sich auch auf seinem Bette von einer Seite auf die andere werfen? Welche Wünsche könnten ihn beunruhigen? Wen könnte er betrauern? Einen Patroklus, einen Antilochus, einen Menelaus? Wenn hat er einen seiner Freunde für unsterblich gehalten? Wenn hat er nicht vor Augen gehabt, daß morgen oder übermorgen, entweder er selbst, oder einer von ihnen, sterben müsse? -- Freylich, aber ich habe doch allezeit gemeinet, er sollte mich überleben, und meinem Sohn sein Glük machen. -- Du warest hiemit ein Narr, und hast etwas gemeint, das allezeit ungewiß war. Warum klagst du denn nicht dich selbst an, sondern sizest da, und weinst wie ein kleines Kind? -- Aber er besorgte meine Tafel. -- Ja, weil er lebte, Narr; izt aber kann er nicht mehr, sondern Automedon wird dieß Amt verwalten; und wenn Automedon stirbt, so wirst du wieder einen andern finden. Wenn der Kessel, worinn man die das Fleisch siedet, zerbricht, muß du alsdenn vor Hunger sterben, weil du den gewöhnli-

wöhnlichen Kessel nicht mehr hast? schilest du nicht hin, einen neuen einzukaufen? --

„Nein, mir könnte, sagt er, kein größeres Uebel begegnen. --

So ist dir das ein Uebel? Und anstatt demselben abzuhelpen, verweist du lieber deiner Mutter, daß sie dir es nicht vorher gesagt hat, damit du auch von derselben Zeit an dein Leben in Schmerz und Jammer hättest zubringen mögen? Was dünket euch? Meinet ihr nicht, Homer habe dieses mit Fleiß erdichtet, um uns in einem Beyspiele sehen zu lassen, daß die vom besten Adel, die allerstärksten, die allerreichsten, die allerschönsten, wenn sie keine richtigen Begriffe haben, sehr leicht die allereldesten und unglücklichsten seyn können.

Filfte Rede.

Von der Reinlichkeit.

Es giebt Leute, die es in Zweifel ziehen, daß das Gefellige ein wesentliches Stük von der Natur des Menschen sey; und doch zweifeln hergegen, düncht mir, eben dieselben Leute nicht, daß die Reinlichkeit allerdings eine Eigenschaft unsrer Natur sey, und wenn sie irgend etwas von der Natur der andern Thiere unterscheide, so sey es gewiß auch diese. Darum hält man sich darüber auf, wenn man ordentlich ein Thier sich säubern sieht, und sagt, es thut wie ein Mensch: und so auch, wenn jemand auf ein Thier schilt, pfllegt man

man, als zur Vertheidigung desselben, zu sagen: Es ist eben kein Mensch. Wir halten hiemit die Reinlichkeit für einen Vorzug des Menschen, den er ursprünglich und geradezu von den Göttern habe. Denn da diese von Natur rein und lauter sind, so haben auch die Menschen, in so ferne sie durch die Vernunft mit den Göttern verwandt sind, in so weit einen Trieb, die Reinlichkeit und Lauterkeit zu behaupten. Da es aber schlechterdings unmöglich ist, daß ihre Substanz, die einen solchen Zusatz von Materie bekommen hat, durchaus rein sey, so bemühet sich der Mensch vermittelst seiner Vernunft, seine Substanz wenigstens so rein zu machen, als sie es fähig ist. Die erste und vornehmste Reinigkeit so wol als Unreinigkeit, ist hiemit an der Seele. Die Unreinigkeit der Seele fällt nicht so leicht wie die leibliche, ins Auge. Jedoch forsche man nur ein wenig nach, so wird man bald finden, was das sey, wodurch die Seele zu ihren Wirkungen unrein wird. Ihre Wirkungen sind, einen Trieb oder eine Abneigung fassen, begehren, verabscheuen, Anstalten zu etwas machen, etwas ausführen, Beyfall zu etwas geben. Was ist nun dasjenige, welches die Seele zu diesen ihren Verrichtungen unsauber und unrein mache? Nichts anders, als verkehrte Urtheile. Die Unreinigkeit der Seele bestehet hiemit in falschen Begriffen, und wenn ihr hingegen richtige Begriffe beygebracht werden, so wird sie gereiniget, und eine reine Seele ist diejenige, welche richtige Begriffe hat. Denn nur allein eine solche macht ihre Geschäfte ohne Vermengung und ohne Befleckung. Man muß aber auch in Ansehung des Leibes

bes auf etwas diesem ähnliches, so weit er dessen
 fähig ist, Fleiß und Kunst anwenden. Es war
 eine Unmöglichkeit, daß dem Menschen, dessen
 Säfte so gemischt sind, wie sie sind, kein Rost
 fließe. Deswegen hat ihm die Natur Hände ge-
 geben, und die Nasenlöcher zu Canälen gemacht,
 damit er sich dieses Schleims entledigen könnte.
 Wenn ihn denn einer einschraubt oder einschürft,
 so sage ich, er thue etwas, das wider des Men-
 schen Natur sey. Es war eine Unmöglichkeit, daß
 die Füße nicht kotigt und besudelt würden, da sie
 solche Wege zu betreten haben. Darum hat uns
 die Natur mit Wasser und Händen versehen. Es
 war eine Unmöglichkeit, daß sich nichts unsaubers
 vom Essen an den Zähnen samle. Darum heist
 uns die Natur die Zähne abspühlen. Warum?
 Damit wir Menschen, nicht Wölfe, nicht Schwe-
 ine, seyen. Es war eine Unmöglichkeit, daß nicht
 von dem Schweiß, von dem anliegenden Ge-
 wande etwas unsauberes, etwas das Reinigung
 erheischte, an dem Leibe zurückbliebe. Dafür ha-
 ben wir Wasser, Del, Hände, Leinwand,
 Schwämme, Salpeter, und was des Geräthes
 mehr ist, alle solche Unsauberkeit wegzubringen.
 Das wolltest du unterlassen? Es seget doch ein
 Schmied den Rost von seinem Eisen, und hat ei-
 gene Werkzeuge hiezu in Bereitschaft, und du selbst,
 wenn du nicht alle Reinlichkeit und Säuberlich-
 keit verloren hast, lässest, so oft du essen willst,
 die Schüssel waschen; und du wolltest deinen Leib
 nicht waschen und rein machen? -- Wofür aber
 das? -- Erstens, damit du thuest, was Menschen
 geziemt: Demnach, daß du denen, die zu dir
 H h 2 Kommen,

kommen, nicht beschwerlich sehest. Das bist du einigermassen, obwol du es nicht wahrnimmst. Oder meinst du, es stehe dir an, von übelm Geruche zu seyn? Gesezt, du findest nichts unanständiges darinn, werden denn, die so bey dir sitzen, neben dir speisen, oder dich umarmen, auch so denken? Geh entweder in eine Einöde, wo du am besten wärest, oder lebe sonst abgefondert, und habe deinen Geruch für dich allein. Denn es ist billig, daß du deine Unsauberkeit allein geniehest. Da du hingegen in einer Stadt bist, wirst du es schwerlich entschuldigen können, wenn du dich so nachlässig und unbescheiden aufführest. Würdest du wol, wenn dir die Natur ein Pferd übergeben hätte, dasselbe aus der Acht lassen, und vernachlässigen. So laß dir nun seyn, dein Leib sey dir, wie ein Pferd, anvertraut worden. Wasche ihn, tröckne ihn, mache, daß niemand Ekel oder Abscheu davon haben dürfe. Wem ekelte aber vor einem garstigen, stinkenden, leimfärbigten Menschen nicht noch mehr, als vor einem, der mit Koth beschmieret ist? Der üble Geruch des letztern ist nur von aussen, und liegt ihm nur auf der Haut: des erstern aber kömmt daher, daß er sich innerlich keinen Rath anthut, und gleichsam innwendig faul ist. -- Aber Socrates badete sich auch selten. -- Er hatte indeß einen glänzendreinen Leib, von so lieblicher und angenehmer Farbe, daß er auch bey den feinsten und adelichsten Herren wol gelitten war, und daß man bey Mahlzeiten lieber ihm, als den allerschönsten Männern zur Seite saß. Er hätte sich, wenn er hätte wollen, gar niemalsen weder baden noch waschen dürfen.

dürfen. Doch war es, so selten er es that, von so grosser Wirkung. Bade dich also auch nur selten, und wenn du nicht willst in warmem, so sey es in kaltem Wasser. -- Aber Aristophanes sagt doch:

Barfüßer, leimendfarbige Gesichter.

- - Das ist eine Kleinigkeit. Er sagt Ja auch von ihm, er gehe in den Lüften, und stehle Kleider auf dem Kampfboden. Indes bezeugen alle die von Socrates geschrieben haben, ganz das Gegentheil, daß man ihn mit Lust nicht nur gehört, sondern auch beschauet habe. So liest man auch das gleiche von Diogenes. Denn unser Körper darf gar nicht so aussehen, daß er die Leute von der Philosophie abschrecke, sondern wir müssen, wie in der ganzen übrigen Aufführung, so auch in der Pflege des Leibes, lauter Proben eines frohen und ruhigen Gemüthes sehen lassen. „Sehet, ihr Menschen, ich habe nichts, und es mangelt mir doch nichts. Sehet, wie ich, obwol ohne Haus, ohne Bürgerrecht, ein Landesverwiesener, wenn ihr wollet, doch ein ruhigeres und glücklicheres Leben führe, als alle Reichen und Bürger der besten Städte. Schauet meinen Leib an, sehet, er verschlimmert sich unter der rauhen Lebensart nicht. „Wenn mir das einer sagte, der in dem Aufzuge, und in der Mine, einem zum Tode verurtheilten gliche, so würde mich gewiß kein Gott überreden, daß ich ein Anhänger einer Philosophie werde, die solche Leute machet. Nein, ich bedankte mich, und wenn ich auch ein Meister in derselben werden könnte. Ich will

wahrhaftig viel lieber, daß ein junger Mensch, in seinem ersten Triebe zur Philosophie ganz aufgeputzt und gekräuselt, als garstig und in sträubigem Haare zu mir komme. Denn so sähe ich, daß er sich doch auch ein Bild von dem Schönen machet, daß doch auch ein Hang nach dem Anständigen bey ihm ist; er wendet doch Fleiß und Kunst auf dasjenige, worinn nach seiner Vorstellung das Schöne und Anständige besteht. Man darf ihn nur zurechte weisen, und ihm sagen: Jüngling, du suchest das Schöne, und das ist recht. Laß dir also sagen, daß dasselbe da wächst, wo du die Vernunft hast. Suche es da, wo du das Wollen und Nichtwollen, die Triebe, die Begierden und Verabscheuungen hast. Denn das sind Vorzüge deiner Natur. Dein Leib hingegen ist an und vor sich selbst nichts als Leimen. Warum machest du dir so vergebene Arbeit mit ihm? Du wirst es, wenn dich auch anders nichts dessen belehren könnte, mit der Zeit wol selbst erfahren, daß er nichts ist. Kömmt mir hergegen ein kothigter, garstiger Kerl, mit einem Bart bis an die Knie, was kann ich dem sagen? Durch was für ein Gleichnis könnte ich reizen? Beseißt er sich auf etwas, das dem Schönen gliche, so daß ich ihn davon auf dieß hinüberführen und sagen könnte: Das Schöne ist nicht da, sondern da. Willst du, daß ich ihm sage: Das Schöne besteht nicht darin, daß man kothigt sey, sondern daß man Vernunft zeige? Es ist ihm ja gar nichts um das Schöne zu thun; er hat ja nur nicht den mindesten Schein desselben an sich. Geh und raisoniere mit einem Schweine, daß es sich nicht im Schlamme

Schlamm
tes Red
war, ve
dem S
er zu d
be noch
Thiere,
die Ma
sich ein
Kothig
de Gar
che Th
Mensch
denn du
mal wie
süet, b
eine S
einmal
du dich
sauber
sellscha
vollen
mit u
chen i
schm
W
aufzug
schön
nunft,
aber n
Wenn
zur Her

Schlammne wälze. Polemon ward durch Xenokrates Reden darum gerührt, weil er ein Jüngling war, der das Schöne liebte. Die Bestrebung nach dem Schönen war schon bey ihm entbrannt, als er zu dem Philosophen kam; nur suchte er dasselbe noch am unrechten Orte. Selbst diejenigen Thiere, die gern um die Menschen sind, hat ja die Natur nicht unsäuberlich gemacht. Wälzet sich ein Pferd, oder ein Hund von guter Art im Kothe? Nein, sondern ein Schwein, und stinkende Gänse und Würmer, und Spinnen; nur solche Thiere thun es, die von der Gesellschaft des Menschen am weitesten entfernt sind. Wolltest denn du, der du ein Mensch bist, dich nicht einmal wie ein Thier, das sich zu den Menschen gesellet, betragen? Willst du lieber ein Wurm oder eine Spinne seyn? Willst du dich nicht etwan auch einmal da oder dort, nach Belieben baden? Willst du dich nicht abwaschen? Willst du nicht rein und sauber unter die Leute gehen, damit du der Gesellschaft angenehm seyest? Wolltest du wol so vollen Rozes und Speichels, wie du bist, so gar mit uns in die Tempel gehen, wo es ein Verbrechen ist, auszuspülen, oder auch nur sich zu schneuzen?

Wie? Sollte ich mich denn nach der Kunst aufpuzen? -- Gar nicht. Du sollst nur rein und schön halten, was uns die Natur heißt, die Vernunft, die Urtheile, die Handlungen; den Leib aber nur so weit, daß er keinen Ekel erweke. Wenn man dir sagt, man müsse sich nicht in Purpur kleiden, muß du deswegen einen mit Roth

Beschmierten oder zerlumptyen Mantel tragen? -- Aber woher bekomme ich einen schönen Mantel? -- Mensch, du hast Wasser, geh und wasche ihn. Das wäre doch ein liebenswürdiger Jüngling, (der hierüber viel Erinnerens bedürfte.) Das wäre doch ein Greis, dem es wol anstühnde zu lieben, und der viel Gegenliebe verdiente, (welcher sich aus aller Unfläterey nichts machte!) Dem möchte wol ein jeder seinen Sohn in die Unterweisung schicken! Dem möchten junge Knaben und Töchtern zulaufen, daß er ihnen vielleicht etwa gar auf einem Misthaufen Lectionen hielte! Pfuy! Eine jede Ausschweifung geht schon von der menschlichen Natur ab. Diese aber wäre eine solche, woben die Menschlichkeit fast ganz verschwunden wäre.

Zwölfte Rede.

Von der Achtsamkeit auf sich selbst.

Wenn du für eine kleine Zeit die Achtsamkeit auf dich selbst fahren lassst, so bilde dir nicht ein, daß du dieselbe, so bald du nur willst, wieder haben könnest; sondern denke immer daran, daß du wegen des Fehlers, den du dir heute nachsiehest, nothwendiger Weise auch für das Künftige in deinem Verhalten schlechter und nachlässiger seyn werdest. Für das erste pflanzt sich die allerleidigste Gewohnheit, dich nicht in acht zu nehmen. Hiernächst eine Gewohnheit, die Achtsamkeit aufzuschieben. Es wird zur Gewohnheit, daß man es immer

mer weiter und noch weiter hinaussetzt, glücklich zu seyn, anständig und ehrbar zu handeln, sich der Natur gemäß zu verhalten. Wäre es zuträglich, die Achtsamkeit aufzuschieben, so würde es noch zuträglicher seyn, sich derselben gänzlich abzuthun: Ist es aber nicht zuträglich, warum bleibst du nicht lieber immerfort achtsam auf dein Verhalten? -- Ich will heute spielen. -- Wie? Gehört denn nicht auch dazu eine Aufmerksamkeit? -- Ich will singen. -- Und warum nicht auch das mit Aufmerksamkeit? Ist denn wol irgend eine Rolle des Lebens davon befreuet? Ist eine einzige, woben die Achtsamkeit nichts zu schaffen hätte? Würdest du irgend eine Unachtsamkeit besser, und mit Achtsamkeit schlechter spielen? Zeige mir eines unter den Geschäften des Lebens, das besser von denen verrichtet werde, die unachtsam sind. Baut der Baumeister fleißiger, wenn er nicht Achtung giebt? Führt der unachtsame Steuermann das Schiff sicher? Oder kömmt auch von kleinern Werken eines durch Unachtsamkeit vollkommener heraus? Merkest du nicht, daß, wenn du einmal den Verstand lässest spazieren gehen, es nicht mehr bey dir steht, ihn zurückzurufen, ihn auf das Geziemende oder auf das Ehrbare oder auf die Ordnung zurichten; sondern alles thust, was dir einfällt, und lediglich deinen Neigungen folgest?

Worauf soll ich denn Acht haben? -- Allerforderst auf jene allgemeine Grundsätze. Die mußt du immer an der Hand haben, und ohne dieselben nicht einschlafen, nicht erwachen, nicht essen, nicht trinken, nicht conversiren: ohne die Grundsätze,

sage ich: Es ist kein Mensch Herr über des andern Willen. Nur allein an der Beschaffenheit des Willens liegt das Gute und das Uebel. Es ist demnach niemand Herr, mir Gutes zu verschaffen, oder Uebel zuzufügen, sondern nur ich allein habe solche Macht über mich. Halte ich nun einmal fest auf diesen Grundsätzen, wie könnten mich denn äussere Dinge noch verunruhigen? Welcher Tyrann, welche Krankheit, welche Armut, welcher Anstoss könnte mir noch fürchterlich seyn? -- Aber ich gefalle dem Herrn N. gar nicht. -- Ist denn dieser Herr meine Handlung? Ist er mein Urtheil? -- Nein. -- Was liegt mir denn daran? -- Aber er steht doch in einiger Achtung. -- Da mag er zusehen, und diejenigen, die ihn für etwas halten. Ich habe schon meinen Herrn, dem ich gefallen, dem ich unterthänig, dem ich gehorsam seyn muß, Gott nemlich, und denen, die nächst Gott sind. Der hat mich mir selbst empfohlen, und hat meinen freyen Willen mir allein unterworfen, nachdem er mir zu dem rechten Gebrauch desselben Grundregeln gegeben hat. Wenn ich diesen in meinen Schlüssen richtig folge, so lehre ich mich im geringsten nichts an die, so etwas anders sagen. Der Trugschlüsse halber bin ich ausser allem Kummer. Warum verdrießt es mich denn, wenn man mich in grössern Sachen tadelt? Woher kömmts, daß mir diese Unruhe machet? Nur daher, daß ich in diesem Capitel noch urreübet bin. Denn eine jede Wissenschaft setzt uns in Stand, die Unwissenheit, und die Unwissenden in derselben zu verachten: ja nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Künste

Künfte
Zimmer
nur la
nicht ve
se Brun
dieselben
sen Zw
nem fre
in die
durchau
fern f
nur so
Für
seyn, u
mühen,
ten ab
es i, Er
spielen,
sich be
die G
den;
lachen
Gefäl
keit ju
heit du
den W
soglen
der n
Handl
Die
Schler
Das
daß ma

Künste haben das. Laß einen Schuster, laß einen Zimmermann kommen, welchen du willst; er wird nur lachen über die Urtheile deren, die seine Arbeit nicht verstehen. Man muß hiemit für das erste diese Grundsätze bey der Hand haben, und nichts ohne dieselben thun, sondern die Seele muß einzig auf diesen Zweck hinzielen, und nach keinem äussern nach keinem fremden Dingen streben, sondern so, wie es der, in dessen Macht alle Dinge stehen, geboten hat, durchaus nach denen Dingen streben, die von unserm freyen Willen abhängen, nach den übrigen nur so weit, als es uns vergönnet ist.

Für das Zweyte müssen wir bedenken, wer wir seyen, und was unsere Benennung sey, und uns bemühen, nach der Natur der Beziehungen, die Pflichten abzumessen, und daraus zu beurtheilen, wenn es z. Ex. sich schickte zu singen, wenn es sich schickte zu spielen, in wessen Gegenwart es sich thun lasse; was sich bey izigen Umständen nicht schiken würde; ob die Gesellschaft uns, oder ob wir sie verachten würden; wenn es sich spotten lasse, wen man etwa auslachen dürfte; worinn und gegen wen man etwa Gefälligkeit haben, und wie man bey der Gefälligkeit zugleich seinen Character bewahren könnte. Gehest du in irgend einem dieser Stücke von dem geraden Wege der Schiklichkeit und Ordnung ab, so ist sogleich Schaden für dich vorhanden; ein Schaden, der nicht von aussen herrühret, sondern aus der Handlung selbst erwächst. --

Wie? Ist es denn möglich, sich schon vor allen Fehlern sicher zu stellen?

Das ist unmöglich, aber so viel ist doch möglich, daß man immerfort dahin abziele, keinen Fehler zu begehen.

Begehen. Denn es ist doch schon etwas erwünschtes, wenn wir dadurch, daß wir in unserer Aufmerksamkeit niemals nachlassen, uns auch nur über einige Fehler wegsetzen. Wenn du hergegen izt sagst: Von dem morndrigen Tag an will ich achtsam seyn; so sollst du wissen, daß das so viel gesagt ist, als: Heute will ich noch schamlos, unbesonnen, niederträchtig seyn; es soll noch in andrer Gewalt stehen, mir Betrübniß zuzustatten; heute will ich noch zornig werden, noch neidisch seyn. Schau, wie große Uebel du dir selbst gestattetest.

Aber Morgen ist denn alles gut.

Wie viel besser ist's, es sey heute schon. Wenn es dir morgen Nutzen bringt, so bringt es dir heute noch viel mehr, nemlich, daß du denn auch morgen aufmerksam seyn könnest, und es nicht etwa wieder bis übermorgen aufschiebest.

Dreizehnte Rede.

An diejenigen, die ihre Geheimnisse leicht ausschwazen.

Wenn uns bedünkt, es habe jemand offenherzig von seinen Sachen mit uns geredet, so reizt uns das nicht wenig an, ihm hinweg wieder unsere Geheimnisse zu vertrauen, und wir halten diese Erwiederru. für Offenherzigkeit, oder ehrliche Einfalt. Denn einmal dünkt es uns etwas unbilliges zu seyn, daß wir des andern Umstände und Anliegen sollten vernommen haben, und ihm dagegen nichts von den unsrigen anvertrauen. Für das andre, denken wir, man werde uns nicht für Leute von edler

edler Einfalt ansehen, wenn wir unsere Sachen verschweigen. Es begegnet wirklich oft, daß wir den Verweis hören müssen: Ich habe dir alle meine Sachen erzählt, und du verbirgst mir die deinigen recht sorgfältig. Ist das auch Manier? Ueberdas glaubt man, es sey dem sicher etwas anzuvertrauen, der uns allbereits seine Geheimnisse vertrauet hat; und es dünkt uns ganz wahrscheinlich, er werde unsere Sachen wol nicht ausschwätzen, aus Besorgge, wir möchten etwa die seinigen auch ausbringen. Allein so werden die unvorsichtigen Leute in Rom von den Soldaten berühet. Es sitzt ein Soldat in einen gemeinen Bürger verkleidet neben dich hin, und hebt an, auf den Cäsar zu schelten. Weil er den Anfang des Scheltens gemacht hat, siehst du das für ein Pfand an, daß du dem Mann trauen dürfest, und sagst auch tel alles heraus, was du denkst. Denn führt man dich gebunden und gefangen hinweg. So geht es uns insgemein. Kann ich aber, so wie jener seine Geheimnissen mir sicher anvertrauet hat, die meinigen auch einem jeden vertrauen? Ich halte geheim, was ich gehört habe, wenn ich ein ehrlicher Mann bin. Dieser hingegen ist kaum von mir weggegangen, so erzählt er schon überall, was ich ihm im Vertrauen gesagt habe. Werde ich es denn inne, daß er es so gemacht hat, und bin ich seines gleichen, so bringe ich, um mich zu rächen, gleichfalls unter die Leute, was ich von seinen Geheimnissen weiß: ich stifte andern, und andere mir Handel. Wenn ich aber betrachte, daß der Mensch nicht von andern Menschen geschädigt wird, sondern, daß einem jeden seine eigenen Handlungen schaden oder nützen,
so

so halte ich steif darüber, daß ich das nicht thue,
 was mir der gethan hat, der ein Verräther an mir
 worden ist. Was ich indes leide, muß ich für die
 Strafe meines Plauderns nehmen. -- Aber es ist
 eine Unbilligkeit, wenn du dem, der dir seine Ge-
 heimnissen eröfnet hat, die deinigen nicht hinwieder
 anvertrauest. -- Habe ich dich gebeten, Mensch,
 daß du mir deine Geheimnissen sagest? Hast du
 mir dieselben auf die Bedingungen entdeket, daß
 du alsdenn hinwieder die meinigen vernehmest?
 Wenn du ein Schwäger bist, und alle Leute, die du
 antriffst, für Freunde ansiehst, sollte ich drum auch
 so seyn? Wie? wenn du mir deine Sache sicher hast
 anvertrauen können, und er hingegen unsicher ist,
 dir etwas anzuvertrauen? Meinst du, ich sollte un-
 vorsichtig drein fahren? Wie, wenn ich ein wol-
 gebundenes Faß hätte, und du hingegen ein lekes,
 und du kämest und übergäbest mir deinen Wein, daß
 ich denselben in mein Faß lege, und wolltest her-
 nach an mich zürnen, daß ich dir meinen Wein
 nicht auch anvertraue, da du doch ein lekes Faß
 hast? Kannst du das billig finden? Du vertraust
 deine Sache einem Manne von Ehre und Treue,
 der keinen andern Schaden oder Nutzen kennt, als
 den, der aus seinen eigenen Handlungen erwächst,
 und der sich aus den äussern Dingen nichts macht.
 Du foderst hergegen, daß ich meine Sache dir an-
 vertraue, einem Mann, der seinen freyen Willen in
 keinen Ehren hält, der nur ein einträgliches Amt,
 oder eine Landvogtey, oder eine hohe Stelle bey
 Hofe zu erlangen wünscht, solltest du auch darüber,
 wie Medea, deine eigenen Kinder ermorden. Kannst
 du das mit einiger Billigkeit von mir fodern? Zeige
 mir

mir nur, daß du ein Mann von Ehre und Treue und Beständigkeit seyest; zeige mir, daß du Grundsätze wahrer Freundschaft habest; zeige mir, daß dein Geschirr nicht löcherigt sey, so sollst du sehen, daß ich nicht warten werde, bis du mir deine Sachen vertrauest, sondern ich werde zuerst kommen, und dich bitten, daß du meine Sachen hören wollest. Denn, wer wollte nicht gern ein gutes Geschirr brauchen? Wer verachtet einen wolgesinneten und treuen Rathgeber? Wer wollte nicht herzlich froh seyn über einen Mann, der an unsern schweren Umständen Theil nimmt, und durch solche Theilnehmung unsere Last erleichtert? -- Recht, aber ich bin vertraulich gegen dir, und das du bist gegen mir nicht. -- Darauf antworte ich dir: Erstens bist auch du nicht vertraulich, sondern du bist schwatzhaft, und kannst um deswillen nichts bey dir selbst behalten: Oder wenn du vertraulich bist, so vertraue die Sachen mir allein. Dahingegen sizest du zu jedem Müßiggänger, den du antriffst, und sagst zu ihm: Bruder, ich habe keinen redlicheren, keinen treuern Freund, als dich; ich bitte dich, höre mich ein wenig an, wie meine Sachen stehen. Und auf diese Weise redest du Leute an, die du noch gar nicht kennest. Wenn du aber auch vertraulich gegen mir wärest, so wärest du es gewiß darum, daß du mich als einen Mann von Ehre und Treue, kenntest, nicht weil ich dir meine Sachen offenbare. Erlaube mir also, daß ich hierüber auf gleiche Weise denke. Oder zeige mir, daß einer, der einem andern seinen Zustand offenbart, schon dadurch ein Mann von Ehre und Treue sey. Wenn das wäre, so wollte ich herumlaufen, und allen Menschen meine Sachen

Sachen erzählen, wenn ich denn deswegen schon ein Mann von Ehre und Treue wäre. Allein das ist nicht von solchem Belange, sondern es gehören Grundsätze, und zwar nicht alltägliche, dazu. Wenn du hiemit siehest, daß einer nur nach denen Dingen trachtet, die nicht von seinem freyen Willen abhängen, und daß sein Gemüth ein Slave von denselben ist, so glaube sicher, daß ein solcher Mensch tausend Herren habe, die ihn zwingen, und ihm verwehren können. Es braucht eben kein Pech noch Folterrad, aus ihm herauszubringen, was er weiß; sondern etwan ein Wink eines Kammermädchens, ein gutes Wort eines Cäsarianers, ein Gelust nach einer Ehrenstelle, nach einer Erbschaft, und hundert andere dergleichen Dinge können ihn schon schwazen machen. Man muß hiemit überhaupt behalten, daß niemandem, als solchen Leuten, die Treue und Grundsätze haben, Geheimnisse zu vertrauen sind. Wo findet man aber die heut zu Tage so leicht? Oder zeige man mir den Mann, der so gesinnet sey, daß es immer bey ihm heisse: Ich bekümmere mich nur um meine Sachen, nur um die Dinge, die man mir nicht verwehren kann, die ihrer Natur nach frey sind. Nur in diesen finde ich das Wesen des Guten. In andern Dingen mag es gehen, wie das Schicksal will: Es gilt mir gleich.

Epictets